



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

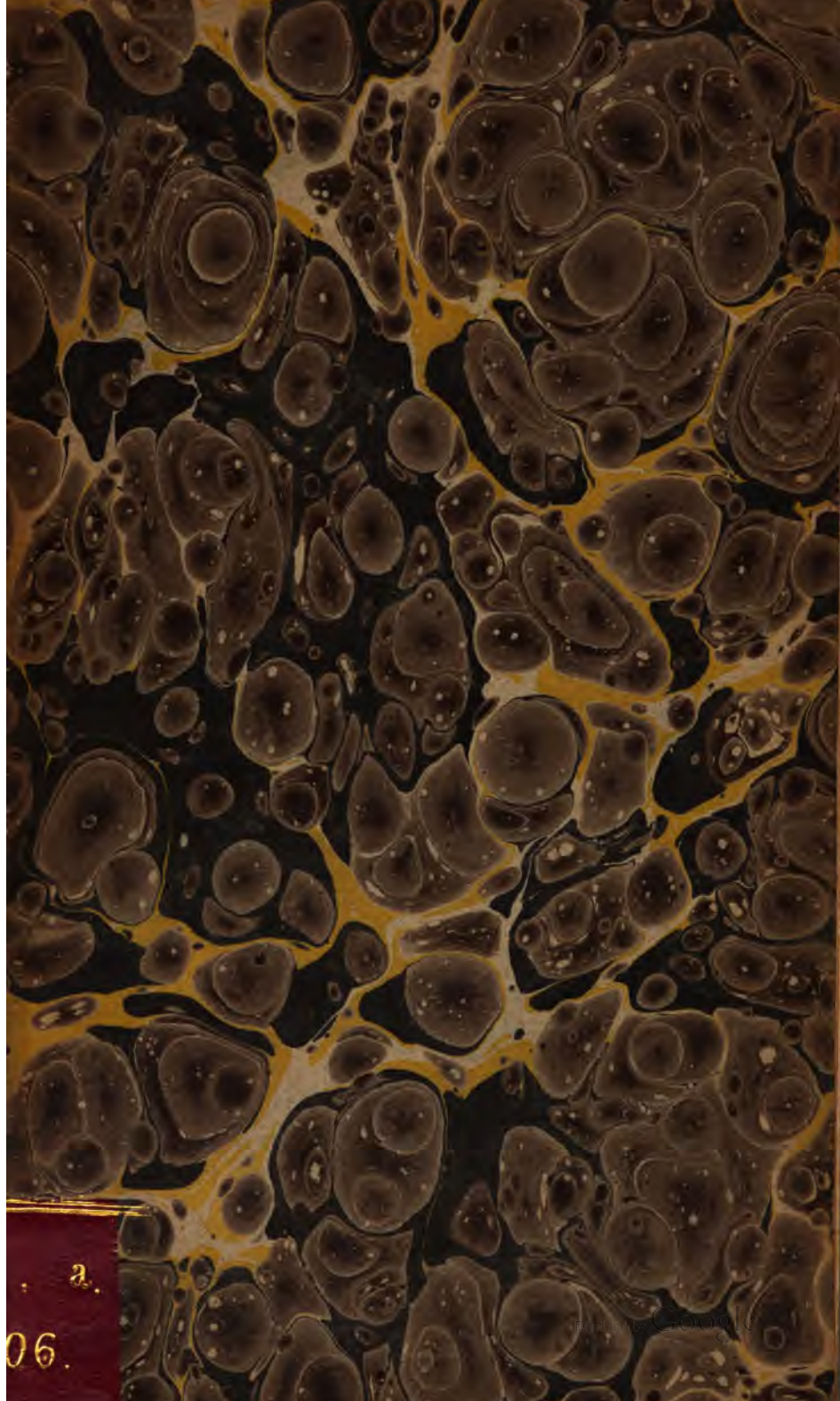
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>





600022986X



IMEN

EIN KELTSCHER FRÜHLINGSGOTT.

EIN BEITRAG

ZUR COMPARATIVEN MYTHOLOGIE.

VON

KARL WILHELM OSTERWALD,

CONRECTOR AM GYMNASIUM ZU MERSEBURG.



Separat-Abdruck aus dem Programm des Gymnasiums
zu Merseburg.

HALLE,

C. E. M. PFEFFER.

1853.

221. a. 106.

Digitized by Google

HERRN

ALBERT SCHULZ,

KÖNIGL. PREUSS. REGIERUNGSRATH IN MAGDEBURG,

WIDMET DIESEN VERSUCH

IN DANKBARER VEREHRUNG

DER VERFASSEN.

An San-Marte (A. Schulz).

Der Du mit starken Muthe und vielbehenden Sitten
Uns hast zuerst gebändigt das wilde Ross, das Wolfram
einst geritten,
Als er das allertiefste Lied gesungen.
Das je in deutschen Landen aus gottbeseelter Dichterbrust
gedrungen.

Nimm meinen Dank, San-Marte, den ich seit jenen
Tagen
Dir schulde, da mir wurde durch Dich das Buch der
Wunder aufgeschlagen,
Der süssen Wunder, die im Erdenleben
Natur und Gottes Geist in Leid und Lust am Menschen-
herzen weben.

Das Lied von Parcival, das Du uns neu ge-
sungen,
Dein Lied aus Wolframs Geiste, wie ist es mir in Herz
und Sinn gedrungen!
Wie hat es mich mit heisser Macht getrieben,
Die Wunder zu erkennen, die mit geweihtem Finger Du
beschrieben!

VI

Das Reich des heil'gen Grales und Artus Tafelrunde,
Den Wald von Brezillane bis hin zum Brunnen in
Laudinen's Grunde,
Das zauberfrische Blütenland der Feen
Hab' ich, von Dir geführt, erstaunt beschritten und ent-
zückt gesehen.

Zwar hast Du mich gewarnt: „Wer in dem Land der Elfen
Nur eine Blume pflückt, dem ist hinfort vor Schaden
nicht zu helfen,
Denn ihn verfolgt auf seinen Lebenswegen
Die Schaar der bösen Geister, um Hass und Neid und
Hohn ihm zu erregen“.

Doch da Du Dir aus Blumen selbst einen Kranz ge-
wunden,
Die nur im Elfengarten so lieblich werden und so
frisch gefunden,
So hab' ich ohne Scheu der bösen Geister
Ein Sträußlein auch gepflückt und weih' es Dir, der
Jünger seinem Meister.

Aus Maienblumen ist der frische Strauss gewunden,
Wie man sie pflückt im Walde in thauesfeuchten Frühlings-
morgenstunden:
Denn Frühling war's, der mir auf allen Wegen,
Die ich mit Dir beschritten, in voller Pracht und Blüthe
lacht' entgegen:

Frühling am Zauberbrunnen wie bei der Fee Viviane,
Frühling in Tintajol wie auf Herrn Artus maieblüm-
tem Plane,
Ich sah ihn überall den vielgestalten,
Den ewig jungen Lenz, und immer doch denselben ewig
alten.

Die goldne Zauberruthe trägt er in seinen Händen,
 Um alles Leid des Winters von seiner schönen Braut hin-
 weg zu wenden,
 Den Segen streut er aus im süßen Schlummer,
 Und mit dem Hermesstabe scheucht er zurück die Sorge
 wie den Kummer.

Er ist der Held Odysseus, der starke Riesenhasser,
 Der vielgeprüfte Dulder, der muthig hinschwimmt über's
 wilde Wasser,
 Bis er den Strand erreicht, auf welchem nieder
 Zum Schlummer er sich legt, in falbes Laub gehüllt die
 müden Glieder,

Und schläft den Winterschlaf, bis ihn die Töne wecken,
 Womit die holden Maide der lieblichen Nausikaa sich
 necken,
 Und durch das Bad der Königsmaid erquicket,
 Steht er vor ihr so schön, dass sie im tiefsten Herzen
 süß erschricket.

Wenn er den Bogen spannt, ertönt das Lied der Schwalbe,
 Doch wenn des Bogens Sehne schwirrt, dann erleicht das
 schreckensfalbe
 Antlitz der Freier, die so frech umwerben
 Die schöne Frühlingsbraut: die Winterwinde müssen alle
 sterben.

Ein Siegfried ist der Frühling, der mit starkem Schwerte
 Den Drachen überwindet, der ihm den Hort und uns den
 Frieden wehrte,
 Er ist der Herre, der mit milden Händen
 Es liebt, aus seinem Schatze der Freuden goldne Fülle
 stets zu spenden.

VIII

Wie liebt ihn Frau Kriemhilde! wie suchen ihre Augen
Aus seiner Blicke Strahlen stets neues Glück und neuen
Trost zu saugen!

O kurze Zeit der Frühlingsblüthenwonne!

O jäher Tod, der sendet in Winternacht das holde Licht
der Sonne!

Er dringt als Königssohn durch dichte Dornenhecken,
Um aus dem Zauberschlafe Dornröschen, seine holde
Braut, zu wecken.

Er weckt am Zauberbrunnen das Gewitter
Und schlägt, ein kühner Iwein, mit starkem Schwert des
Winters schwarzen Ritter.

Er wird Laudinens Gatte und Herr vom Wunderbrunnen
Und lebt in reichen Freuden; doch ach! sie sind in kurzer
Zeit zerronnen,

Und alles Glück, zu dem er war erkoren,
Ist ihm dahin, seitdem er der theuren Herrin Herzenshuld
verloren.

Gequält von wildem Wahnsinn, den ihm der Schmerz
gegeben,
Lebt er im wüsten Walde sein trostlos einsam rauhes
Winterleben,

Bis er geheilt, auf's Neu' ein kühner Ritter,
Von Kraft und Schönheit strahlet und seinen Feinden weckt
ein Zorngewitter,

Den Drachen und den Riesen, den winterlichen Recken,
Die ihm den Schatz geraubt, und seine lichten Freunde
wild erschrecken;

Er schwingt sein Schwert, die Riesen müssen fallen:
Der Winter ist besiegt, der Frühling kann auf Friedens-
wegen wallen.

Er führt aus tiefem Kerker die holden Weberinnen,
 Die am bunten Teppich der Erde wirken, weben oder
 spinnen,
 Die da gefangen sassen bei den Riesen,
 Ans Licht herauf, zu spreiten den Blumenteppich über alle
 Wiesen.

Und so nach vielen Kämpfen, geprüft und bewähret,
 Kehrt er zurück zum Brunnen, ob ihm Laudine endlich
 nun gewähret
 Die lang versagte Huld. O süsse Stunde!
 O Maienlust! Der Frühling trinkt volle Huld von seiner
 Gattin Munde! —

So ist aus Frühlingblumen der reiche Kranz
 der Sagen
 Von Dichterhand gewunden in alter Zeit wie in
 den jüngsten Tagen,
 Des Blüthenband die Völker hold umwindet
 Und sie mit sanftem Zwange zu Einem Volk in
 Frühlingslust verbindet.

Das ist mein Frühlingsglaube, was auch die Spötter
 sagen.
 Lass sie mich Träumer schelten, ich werde ruhig ihren
 Spott ertragen,
 Du hast es ja vorausgesagt, mein Meister:
 „Wer Elfenblumen pflückt, der wird verfolgt vom Hass
 der bösen Geister“.

X

Und nun nimm hin den Strauss, und mög' er Dich
erfreuen!
Dass ich mit rascher Hand ihn abgepflückt, wird mich
dann nimmer reuen.
Dein Kennerblick wird manchen Irrthum sehen,
Doch spotten wirst Du nicht: der Dichter wird des Dich-
ters Sinn verstehen.

Herseburg, im März 1853.

Wilhelm Osterwald.

J w e i n.

I.

Einleitung. Die Götter- und Heldensage bei den indogermanischen Völkern.

Dass unsere nationale Heldensage aus der Göttersage erwachsen ist, wird jetzt wohl ziemlich allgemein zugestanden; dass aber auch die keltischen Sagen, die bekanntlich in der Blüthezeit der ritterlichen Poesie an die Stelle unserer nationalen Ueberlieferung traten, aus ursprünglichen Göttermythen erwachsen sind und einen ganz ähnlichen Inhalt haben, wie z. B. die durch sie zum Theil verdrängte Siegfriedssage, dürfte weniger allgemein bekannt oder zugestanden sein.

Zwar hat Wilhelm Müller ¹⁾ schon vor Jahren auf die Verwandtschaft des keltischen Drachentödters Tristan mit dem deutschen Drachentödtler Siegfried aufmerksam gemacht, aber, so viel mir bekannt, ist dieser Gedanke nicht weiter verfolgt, und die Ansicht derer, welche die Sage vom König Artus und seiner Tafelrunde aus rein historischen Motiven erwachsen lassen, erfreut sich noch immer eines grösseren Beifalls, als sie zu verdienen scheint. Die Analogie fordert wie bei den Deutschen und Griechen, deren Heldensage aus der Göttersage geflossen ist, so auch bei den Kelten die Annahme eines ursprünglichen Götter- und Naturmythus, der erst später in der Heldensage jenes romantisch-ritterliche Gewand angenommen hat, welches

1) Versuch einer mythologischen Erklärung der Nibelungensage. Berlin 1841.

bei den meisten Völkern des Mittelalters so sehr beliebt war.

Es wäre wohl der Mühe werth, die gesammte Artus-sage von diesem Gesichtspunkte aus zu betrachten, aber eine solche Untersuchung würde mehr Zeit und vor Allem auch mehr Kenntniss der keltischen Sprache erfordern, als mir zu Gebote steht. Ich werde mich daher mit der Untersuchung eines sehr kleinen Theiles derselben, dessen Stoff uns in dem bekanntesten Rittergedichte, dem Iwein Hartmanns von der Aue vorliegt, begnügen und nachzuweisen suchen, dass wir in ihm die Abschwächung eines uralten Naturmythus vor uns haben, desselben Inhalts, wie er den ältesten Mythen der meisten Völker, die eine eigenthümliche Sage haben, gleichfalls zu Grunde liegt.

Dieser Inhalt lässt sich kurz dahin zusammenfassen, dass das Grünen und Blühen der schönen fruchtbaren Jahreszeit von der sinnlich-sinnigen Phantasie der ältesten Völker aufgefasst wurde als die segensreiche Folge der Vermählung eines milden Naturgottes mit der schönen Erdgöttin. Diese wird während des Winters, wenn das Laub von den Bäumen gesunken, die Blumen verblüht und die Sänger des Waldes verstummt sind, in der Unterwelt weilend gedacht, was der nordische Mythus von Idhunn ²⁾ höchst einfach so ausdrückt, dass er die schöne Göttin der Sommergrüne von der Weltesche Yggdrasil, dem Lebensbaume der nordischen Völker, in die finsternen Thäler der Unterwelt hinabgleiten und dort ihren Winterschlaf halten lässt. Mit der Erdgöttin ist zugleich der Schatz, der unermessliche Pflanzensegen der Erde, der sich immer von Neuem gebiert (der Hort der deutschen Sage) von der Oberwelt verschwunden, auch er ist in die Unterwelt gesunken und wird dort von einem feindlichen finstern Wesen, dem Dämon des Winters, der in einigen Sagen als Drache, in andern als Riese oder wilder Unhold erscheint, neidisch bewacht. Wenn nun der Frühlingsgott die schlummernde Erdgöttin

2) Vgl. das fünfte Lied der von Simrock übersetzten Edda „Odins Rabenzauber.“

aus ihrem Winterschlaf erwecken will, so muss er zuvor dem finsternen Unholde jenen Hort entreissen, um ihn der Göttin als Brautschatz zu bringen, und er muss sich den Besitz der schönen Braut erst durch harten Kampf mit den unwilligen und feindlichen Gewalten des Winters erringen. Der Vermählung des Frühlings mit der Erde folgt die kurze Zeit der schönen Sommerlust, auf die von Neuem die Trennung und mit ihr das bitterste Leid folgt, welches selbst die freundlich milde Erdgöttin in eine finster zürnende, furchtbare Rachegottheit verwandeln kann.

Diess ist der allgemeinste Inhalt unserer Siegfriedssage, diess der Inhalt unseres Märchens vom Dornröschen, das der Königssohn aus dem Zauberschlaf erweckt, und, wie ich in meinen Homerischen Forschungen *) glaube nachgewiesen zu haben, in der Hauptsache auch der ursprüngliche Inhalt der griechischen Odysseussage. Sehen wir nun zu, ob wir ihn auch in der keltischen Iweinsage wiederfinden werden, und vergegenwärtigen wir uns zu diesem Zwecke noch einmal den Inhalt des Gedichtes Hartmanns von der Aue.

II.

Inhalt des Iwein Hartmanns.

I. Kalogreants Erzählung vom Abenteuer am Brunnen.

Wir sind in Karidol. Es ist Pfingsten, und König Artus, der maienselige Mann, wie ihn Wolfram von Eschenbach nennt, feiert eines jener Frühlingsfeste, die in allen Artusromanen fast stehend sind. Lassen wir die übrigen Ritter sich an den Freuden des Frühlings und des Festes ergetzen und begeben wir uns in den engeren Kreis der Herren Dodines, Gawein, Segremors, Iwein, Keie und Kalogreant, zu denen auch Frau Ginover, die

3) Homerische Forschungen. Erster Theil: Hermes - Odysseus. Mythologische Erklärung der Odysseussage. Halle 1858.

Königin kommt, und denen nach einigen hämischen Spitzreden Keie's Kalogreant ein wunderliches Abenteuer erzählt, das für Iwein, den eigentlichen Helden des Gedichtes, so bedeutend werden soll.

„Vor etwa zehn Jahren“, so erzählt Kalogreant, „ritt ich gewaffnet in den Wald von Brezilian auf Abenteuer. Da kam ich auf einen durch Dornen eingeeengten Fusspfad, auf dem ich nur mit Mühe fortreiten konnte. Erst am Abend fand ich einen Steig, der mich aus dem wilden Walde wieder auf freies Feld führte. Ich kam endlich an ein Schloss, in dem ich zu rasten gedachte. Vor dem Thore fand ich den Schlossherrn mit einem Habicht auf der Hand, der mich willkommen hiess, mir zuvorkommend die Bügel hielt und beim Absteigen sehr behülflich war. Er schlug an eine Tafel, die an zwei Ketten vor dem Thore hing, und sofort rührte sich die gesammte Dienerschaft und führte mich sammt meinem Rosse in die Burg. Da kam mir ein holdes Mägdlein entgegen, nahm mir Waffen und Rüstung ab und kleidete mich als Gast ihres Hauses in ein kostbares Scharlachmäntelein. Wie lieblich war sie anzuschauen! wie reizend wusste sie zu plaudern! und wie gerne hätte ich länger mit ihr plaudern mögen! Aber ein Bote rief uns zu Tische. Dort fragte mich mein freundlicher Wirth nach dem Zweck meiner Reise. Wie wunderte er sich, als er hörte, dass ich Abenteuer suchte! Er schien noch nie von solchen Dingen gehört zu haben, bat mich jedoch, wenn ich zurückkehrte, wieder bei ihm einzusprechen. Mit Freuden versprach ich es, nahm Abschied von ihm und machte mich wieder auf den Weg.

Beim ersten Schein des Tages kam ich abermals aus offenem Feld in einen dichten Wald, in dessen Mitte ich ein einsames Gereute (urbar gemachtes Land) fand. Da sah ich nun schlimme Augenweide. Allerhand wildes Gethier: gewaltige Büffel und wilde Ure trieben ihr Wesen auf dem Plane, und ich fürchtete jeden Augenblick, dass sie mich erblicken und auf der Stelle umbringen würden. Zwar erblickte ich einen Mann in ihrer Mitte, und ich glaubte in ihm schon einen Trost gegen die Ungethüme der Wild-

niss zu finden, aber als ich ihn genauer ansah, fürchtete ich ihn noch mehr als die Thiere. Denn er hatte zwar Menschengestalt, aber er sah sonst gräulich und wild aus und glich eher einem Ungeheuer, als einem unseres Geschlechtes. Von Farbe war er schwarz wie ein Mohr und von Gestalt riesig und ungeschlacht. Sein Haupt war grösser wie eines Uren, sein Haar struppig und russfarben und an Haupt und Bart wie ein unentwirrbarer Knäuel in die Haut verwachsen. Sein ellenbreites Antlitz war mit tiefen Runzeln bedeckt und seine Ohren glichen denen eines Waldmenschen; sie waren breit wie eine Wanne und das Haar war spannenlang und dicht wie Moos darauf gewachsen. Bart und Augenbrauen waren borstig, die Nase gross wie eines Ochsen und gleichfalls mit Borsten besetzt, das Antlitz dürr und platt, die Augen roth, aus dem weiten von einem Ohr bis zum andern reichenden Munde ragten die Zähne eberartig hervor, das Haupt stand dicht auf dem Rumpfe, als wenn es aus der Brust hervorchse, und der Rücken war ein krummer Höcker. Als Kleidung aber trug er zwei Häute, die erst vor Kurzem zwei Thieren abgezogen zu sein schienen, und zur Waffe diente ihm eine entsetzliche Keule. Sobald mich dieser schreckliche Mann erblickt hatte, erhob er sich und ging mir entgegen. Seine Worte waren jedoch nicht so entsetzlich wie sein Anblick. Er beruhigte mich wegen der wilden Thiere, gab sich mir als ihren Herrn und Meister zu erkennen; und als ich ihm meine Absicht auf Abenteuer auszuziehn mittheilte, wunderte er sich zwar, denn auch er kannte das Ding nicht und wusste nicht, worauf eines Ritters Sinn gerichtet ist, doch gab er mir treffliche Auskunft, wohin ich mich zu wenden hätte, wenn ich Gefahr suchte.

Nicht weit von hier, sagte er, sei ein Brunnen, dabei stehe ein kleines, aber sehr zierliches Kirchlein. Derselbe Brunnen sei kühl und rein wie Krystall, im Regen und Sonnenschein bleibe er sich gleich, und er werde beschattet von einer Linde, der schönsten, die weit und breit zu sehen sei, die sei so breit und hoch und dick, dass weder Sonne noch Regen hindurchdringen könne, und sie bleibe

das ganze Jahr hindurch unverändert und dichtbelaubt. Den Brunnen selbst aber deckte ein harter, fein behauener Stein, der mit vier marmornen Thieren unterstellt und hier und da durchlöchert sei. Von einem Aste der Linde aber hänge an silberner Kette ein goldenes Becken hernieder. Wer aus diesem Becken den Stein mit etwas Brunnenwasser begiesse, der werde so viel Gefahr erleben, als er nur immer wünschen könne.

Darauf wies mir der Waldmann den Weg, und ich ritt, bis ich an die Stelle kam und Alles fand, wie er gesagt hatte. In den Lindenzweigen rauschte der lieblichste Vogelsang, den ich jemals vernommen habe, der Brunnen aber war ganz so, wie der wilde Mann ihn beschrieben hatte: der Stein war von Smaragd und in jeder Ecke strahlte ein köstlicher Rubin. Auch das goldne Becken hing richtig da. Da that ich, wie jener gerathen hatte und goss Wasser auf den Brunnenstein. Als bald erlosch der Sonnenschein, der Sang der Vögel verstummte, und aus allen vier Weltgegenden erhoben sich schwarze Wetterwolken und verfinsterten die Luft so sehr, dass ich die Linde kaum sehen konnte. Zahllose Blitze durchzuckten die Luft und die Schläge des Donners erdröhnten so furchtbar, dass ich entsetzt zu Boden fiel. Dazu strömte der Regen mit Hagel gemischt vom Himmel, dass die Bäume des Waldes ihres Laubes beraubt wurden, und ich glaubte schon, mein letztes Stündlein wäre gekommen. Nach einer Weile jedoch verzog sich das Unwetter wieder: die Vöglein kamen zurück und tanzten und sangen wieder auf der Linde so lieblich, als wenn nichts vorgefallen wäre, und mir war beim Hören ihres süssen Sanges, als wäre ich im Paradiese.

Die Freude sollte jedoch nicht lange dauern, denn mir zur Schande und zum Schmerz kam ein Ritter dahersprengt, so gewaltig und grimmig, dass ich nicht anders glaubte, als ein ganzes Heer zöge gegen mich zu Felde. Sein Ross war stark, er selber gross, und seine Stimme erklang wie ein gewaltiges Heerhorn; als ich jedoch sah, dass er allein war, getröstete ich mich ein wenig, und gedachte mich im Kampfe zu halten.

„Treuloser Ritter“, rief er mir zu, „ihr habt mir keine Fehde angesagt, und habt mir in eurem Uebermuthe dennoch Schaden und Schande bereitet! Ihr habt meinen Wald entblättert, mein Wild getödtet und meine Vöglein verscheucht! Darum sage ich euch nun meine Fehde an; ihr sollt den Frevel büssen oder das Leben lassen.“

Umsonst suchte ich den Zornigen zu besänftigen, er bestand auf dem Kampfe und ich musste zu meiner Beschämung erfahren, wie viel er stärker wäre, als ich, denn er setzte mich gar unsanft in den Sand, nahm mein Ross und liess mich liegen. Da lag ich nun, des Glückes und der Ehre baar, bei dem unseligen Brunnen. Die Lust, seinen Stein zu begiessen, war mir wohl vergangen! Inzwischen ermannte ich mich doch wieder und beschloss wieder bei meinem freundlichen Wirth auf dem einsamen Schlosse einzukehren. Wie ich bei ihm eintrat, empfing er mich so liebe reich, als wäre ich als Sieger und nicht als Siegloser zu ihm gekommen, und das Mägdlein war wieder so freundlich, dass ich mich dadurch über mein trauriges Geschick nicht wenig getröstet fühlte.

Das, sagte Kalogreant, ist mein Abenteuer, ich habe wenig Ehre dabei erlebt, und ich hätt' es vielleicht lieber verschweigen sollen. Hätt' ich was Besseres erlebt, so hätt' ich auch was Besseres erzählt.“

2. Iwein zieht aus, um das Abenteuer am Brunnen zu bestehen.

Als Kalogreant so gesprochen hatte, sagte Iwein: „Lieber Vetter, ich gedenke dich noch zu rächen, ich werde mich aufmachen und das Abenteuer am Brunnen bestehen.“

Da liess Keie wieder seine spitzen Reden hören über solche Ueppigkeit, aber Iwein lachte dazu. Nun kam aber auch König Artus zur Gesellschaft, und da er das Abenteuer Kalogreants gleichfalls vernommen hatte, beschloss er nach vierzehn Tage grade in der Johannisnacht mit seinem ganzen Heere zum Brunnen zu fahren, und damit Niemand am Ernst seines Entschlusses zweifeln könnte,

beschwor er ihn bei der Seele seines Vaters Uterpendragon.

Das war nun für Iwein keine Freude. Denn er dachte so: Muss ich warten, bis der König selbst hinführt, so kommt Gawein vor mir zum Streit, und wenn er, woran ich nicht zweifele, den Sieg gewinnt, so habe ich das blosser Nachsehen.

Aus diesem Grunde stahl sich Iwein heimlich fort, liess sich von seinem besten Knappen sein Sattelzeug und seine Rüstung auf ein Saumross laden und befahl es ihm heimlich aufs Feld hinauszuschaffen. Er selbst werde vorausreiten und draussen warten. So geschah es. Iwein wappnete sich da draussen und ritt dann freudigen Muthes den Abenteuern entgegen, die er zu bestehen wünschte. Sein guter Stern führte ihn auf den rechten Weg. Auch er kam zu dem einsamen Schlosse und fand dort eben so freundliche Bewirthung wie Kalogreant; auch er fand den wilden Mann bei den Ungeheuern des Waldes; und so kam er natürlich auch an den Brunnen unter der Linde.

Sobald er des Beckens ansichtig wurde, begoss er den Brunnenstein. Wieder erhob sich das furchtbare Unwetter, und als es vorüber war, kam der Ritter angesprengt, durch den Kalogreant besiegt war. Aber Iwein war glücklicher als jener, und schlug seinem Gegner durch den Helm einen grimmen Schlag, der ihm ins Haupt und ans Leben ging. Der Todwunde wendete sein Ross zur schleunigen Flucht in die Burg. Aber Iwein gedachte an die Spottreden Keie's und wollte nicht ohne einen Beweis seines Sieges an den Hof Königs Artus zurückkehren, und darum setzte er dem fliehenden Ritter nach und war ihm hart auf der Spur. Nun war aber die Burgstrasse für zwei Reiter zu eng, so dass die beiden immer hinter einander bleiben mussten, und in die Burg konnte man nur durch ein Gatterthor (**slegetor**: Fall- oder Schlagthor) gelangen, das Jedem, der seine Einrichtung nicht kannte, den Leib zerschmetterte. Denn so wie Jemand aus der rechten Bahn trat und in die Falle kam und den Halter berührte, der das gewaltige Eisenthor emporhielt, so stürzte die ganze

Wucht blitzschnell hernieder und zerschmetterte Alles; was darunter war.

Der Burgherr nun, der das Thor selbst eingerichtet hatte, konnte sich wohl vor der Falle hüten, aber Iwein konnte nicht ahnen, welche furchtbare Gefahr ihn bedrohte: er dachte nur daran, wie er den Feind in seiner Gewalt behalten könnte, und kümmerte sich nicht um Tücke noch Verrath. So waren sie an das verhängnisvolle Thor gekommen, der Burgherr ritt durch, und Iwein, der dicht hinterdrein ritt, holte voll Ingrimms noch einmal zum Schlage aus, bog sich weit vor und hieb nach dem Flüchtling — da rasselte die Falle, das furchtbare Eisenthor stürzte nieder und schnitt ihm das Ross dicht am Sattel mitten durch und riss ihm die leere Schwertschneide vom Leibe und beide Sporen von den Fersen, er selbst aber war durch das Vorbiegen wunderbar gerettet.

Da ihm nun das Ross durch das Eisenthor in zwei Hälften zerschnitten war, musste er wohl von der weiteren Verfolgung abstehn. Der Burgherr, so tödtlich er verwundet war, hatte noch so viel Kraft, um durch ein zweites Thor zu reiten und dasselbe hinter sich niederzulassen, und mein Herr Iwein war somit trotz seines Sieges zwischen den beiden Burghoren gefangen.

Die Burg aber war äusserst herrlich und kostbar gebaut: sie war hoch, fest und weit, und ihre Wände waren mit Gold bemalt und leuchteten so lieblich, dass, wer da ohne Furcht und Sorgen weilen durfte, einen schöneren Anblick nicht finden konnte. Iwein aber hatte noch wenig Sinn für solche Schönheit, denn ausser seinem bittersten Schmerz, dass ihm der Burgherr lebend entronnen wäre, hatte er ja nun auch noch den Gram, ein Gefangener in der Burg des Besiegten zu sein. Umsonst spähte er nach einer Thür oder einer Fensteröffnung, durch die er entrinnen könnte: er war und blieb zwischen den beiden Thoren eingeklemmt und gefangen.

Er hatte seinen trüben Gedanken noch nicht lange nachhängen können, als sich eine geheime Thür in der Wand öffnete und eine Jungfrau zu ihm trat, verweint zwar, aber

noch immer schön anzusehn. Nach den ersten bitteren Klagen über den Tod ihres Herrn, durch den ihre Herrin und die ganze Burg in das tiefste Leid versenkt sei, machte sie den Ritter auf seine eigene Gefahr aufmerksam und sagte ihm, dass er längst würde erschlagen sein, wenn nicht das Seufzen und Klagen die Verfolgung bis jetzt verzögert hätte.

„Ich werde mein Leben nicht wie ein Weib verlieren!“ antwortete Iwein mit Stolz. Da freute sich die Jungfrau trotz ihres Schmerzes über den mannlichen Muth des Ritters und gestand ihm, dass sie ihm nicht zürne, sondern ihm die Freundlichkeit, die er ihr vor Zeiten erwiesen, mit ihrer Hülfe vergelten wolle. Darauf erzählte sie, wie sie einst in die Bretagne an den Hof des Königs Artus geschickt sei, um ihm Botschaft von ihrer Herrin zu bringen. Nun habe sie sich aber so ungeschickt und unhöfisch benommen, und im Vertrauen auf ihre Freudenbotschaft den Dank und Gruss des Hofes so dreist gefordert, dass Niemand sie zum Abschiede gegrüsst habe. „Nur Ihr, Herr, grüsstet mich und gewährtet mir die Ehre, die alle Andern mir versagten. Ich kenne Euch wohl und kenne auch Euren Vater, den König Urien. Darum nehmt nun zum Danke von mir diesen Ring, Herr Iwein, und wisset: wer ihn an seiner Hand trägt, der ist vor den Blicken der Menschen unsichtbar. Wie das Holz von der Rinde bedeckt wird, so seid auch ihr verborgen ¹⁾ und könnt hinfort ohne Furcht sein.“

Mit diesen Worten gab sie ihm den Ring, wies ihm ein köstliches Ruhebett zum Sitz an und brachte auch Speise und Trank, um seine matten Glieder zu stärken.

Aber sobald er gegessen und getrunken hatte, erhob sich grosser Schall von den Leuten des Erschlagenen, die den Mörder ihres Herrn suchten. Die Jungfrau ermahnte den Ritter, sich ruhig auf dem Bette zu halten und den Ring fest an der Hand zu lassen. Darauf ging sie schleu-

1) sam daz holz underr rinden,
alsame sit ir verborgen.

Hartm. Iw. 1208.

nig von dannen und überliess Herrn Iwein seinem Schicksale. Als die hereinstürmenden Burgleute das halbe Ross am Gatterthore liegen sahen, wütheten sie und sprachen: „der Mörder muss hier sein und ist doch nirgend zu sehen.“ Und sie suchten ihn überall und hieben mit ihren Schwertern um sich wie die Blinden, und suchten ihn auch auf und unter dem Bette und hieben immer in seiner Nähe durch die Luft, ohne ihn jedoch zu treffen. Es zeigte sich wohl an ihm: wer einmal nicht zum Tode bestimmt ist, der braucht nicht viel List, um sein Leben zu fristen.

3. Iwein sieht die Burgherrin und wird durch Lunetens Vermittelung ihr Gemahl.

Da die Burgleute mit ihrem Suchen und Schlagen nichts ausrichteten, so zogen sie voll Wuth und Ingrimme wieder ab, und Herr Iwein war wieder allein mit seinen Sorgen. Ein herzerreissender Klageton weckte ihn aus seinen Träumereien. Er sah den Burgherrn, den er getödtet hatte, auf einer Bahre tragen und hinter der Leiche das holdseligste Weib einerschreiten, das in seinem Jammer laut aufschrie und in Schmerz und Trauer sich Haar und Kleider zerraupte.

Iweins Herz ward auf der Stelle von dem Zauber ihrer Schönheit getroffen, ihr Jammer schnitt ihm tief in die Seele, und er wäre gern hinzugesprungen, um sie von der Misshandlung ihres schönen Leibes abzuhalten; er klagte sich selbst an, dass er ein so furchtbares Leid über ein so holdes Wesen gebracht hätte, und hätte lieber selbst todt sein mögen, als dieses Leid noch länger mit ansehen. Inzwischen war die Leiche in seine Nähe gekommen, und es zeigte sich das alte Recht der Bahre: die Wunden des Erschlagenen fingen wieder frisch zu bluten an, sobald die Leiche in die Nähe des Mörders gekommen war.

So wie die Frau das sah, hub sie erst recht zu jammern an, und forderte ihre Leute auf, den Mörder, der ja offenbar zugegen sei, nicht entrinnen zu lassen. Wieder suchten sie und hieben nach dem Unsichtbaren, aber um-

sonst: Iweins Leben sollte gerettet bleiben. Man trug den Todten ins Münster und hielt ihm ein Hochamt mit Gebet und Almosen, und brachte ihn dann zu Grabe.

In dieser Zeit schlich sich die Jungfrau vom Leichenzuge fort, um wieder nach ihrem Schützling zu sehen. Iwein verschwieg ihr zwar, dass die Liebe zur schönen Witwe des Erschlagenen sein Herz entzündete, lenkte jedoch das Gespräch sofort auf ihren grossen Jammer und sagte, dass er den Leichenzug gern sehen möchte. Dazu verhalf ihm die Jungfrau (Lunete hiess sie). Sie öffnete ein Fenster und hiess Herrn Iwein durchschauen. Da sah er die Liebliche knien und hörte ihren wehevollen Nachruf an den Verstorbenen.

„Wehe“, rief sie, „in dir, Gemahl, ist mir der edelste, der beste Ritter gestorben, der je Rittersnamen gewonnen hat. Wer ist so mannlich, wer so mild wie du? Und nun bist du doch dahin, warum und wie? ich weiss es nicht. O dass ich mit dir gestorben wäre, da mir das Leben ohne dich ja doch nur eine unselige Last sein kann!“

Als sie sich bei diesen Worten wieder die Haare zerraupte, fehlte nicht viel, dass Herr Iwein zu ihr hinsprang, um ihre Hände von solchem Leide fern zu halten. Lunete erschrak über sein unsinniges Vorhaben, suchte ihn wieder zur Besinnung zu bringen und ging dann, um kein Aufsehen zu erregen, wieder zum Leichenzuge zurück.

Als Iwein wieder allein war, dachte er über seine Lage nach. Zwiefacher Schmerz zerquälte ihn. Der eine war die Sorge, dass er an den Hof des Königs Artus zurückkehren müsste, ohne ein Pfand seines Sieges mitzubringen, und der andere war der Schmerz der Liebe, die sein Herz so plötzlich ergriffen hatte. Beide Arten des Schmerzes schienen ihm anfänglich gleich stark zu sein, aber es dauerte nicht lange, so dachte er nicht mehr an Herrn Keie, und er hätte gern allen Ruhm und alle Ehre der Welt hingegeben, wenn ihm nur sein zweiter Schmerz geheilt wäre: so sehr hatte ihn die Liebe zu der schönen Frau bereits ergriffen.

Als nun der Burgherr begraben war, ging die Schaar der Uebrigen trauernd aus einander, nur die Witwe konnte sich noch nicht vom Grabe trennen, und so hatte Iwein Gelegenheit, sie noch länger zu sehen, und je länger er sie sah, desto feuriger wurde die Liebe in seinem Herzen, und er meinte zuletzt nicht leben zu können, wenn er nicht Gegenliebe bei ihr fände. Wie aber sollte das möglich sein, da er nur zu wohl wusste, wie sehr er ihren Hass verdiente!

In dieser Noth musste er sich doch entschliessen, Luneten seine geheimen Sorgen mitzuthellen und sie um ihren Rath zu fragen. Die schalkische Jungfrau machte ihm zwar die Mittheilung durch ihre Zwischenreden schwer genug, als sie aber seine Gesinnung völlig erfahren hatte, gab sie ihm guten Trost, führte ihn in ein besseres Gemach und versprach zu thun, was sich thun lasse, denn nichts könne ihr erwünschter sein, als ihn zum Herrn zu erhalten.

Lunete hielt ihr Versprechen getreulich: sobald es irgend thunlich war, begann sie Frau Laudinen, ihrer schönen Herrin, anzudeuten, dass Gott ihr wohl einen zweiten Gemahl bescheeren werde, der sie für den Verlust des ersten trösten könne. Unwillig weist Laudine das zurück: sie werde nie einen finden, der dem Verstorbenen gleich sei. Aber Lunete lässt sich nicht so leicht werfen. Auch die Klugheit, sagt sie, gebiete an einen neuen Burgherrn zu denken. Es gehe das Gerücht, dass König Artus binnen zwölf Tagen mit Heeresmacht kommen wolle. Wer denn dann den Brunnen vertheidigen und des Landes Ehre erhalten solle?

Dieser Grund blieb nicht ohne Eindruck auf Laudinens Gemüth. Aber von einem zweiten Gemahle wollte sie doch nichts wissen. „Wenn mir doch“, sprach sie, „Gott einen tapfern Mann senden wollte, der mir das Land und den Brunnen beschützte, ohne mein Gemahl zu sein!“ Da lachte Lunete und meinte, solche Ritter wären heut zu Tage selten, die so grosse Gefahren über sich nähmen, ohne die Ehre und den Lohn dafür zu haben. Auch das

musste Frau Laudine zugeben, und so kam sie auf ihr erstes Wort zurück, es gebe keinen Ritter in der Welt, der so stark und mannhaft wäre, wie ihr verstorbener Gemahl. Das zu widerlegen, war für Luneten nicht schwer. „Ich weiss einen“, sagte sie, „von dem Ihr mir selbst einräumen müsst, er sei noch viel mannhafter und stärker als der Verstorbene.“ Mit unwilligem Staunen fragte Laudine, wer das wäre. „Nun“, sagte Lunete, „Ihr müsst doch zugeben, dass der Sieger stärker ist als der Besiegte, und dass der am Leben Gebliebene seine Mannhaftigkeit besser bewiesen hat, als der Tode.“

Als Laudine das hörte, entbrannte sie in edlem Unwillen und befahl der Magd sich von ihr zu heben. Lunete versicherte, dass ihr Rath nur aus treuer Liebe stamme, und ging fort, um Herrn Iwein zu sagen, wie schlecht die Sache stände.

Inzwischen dachte Frau Laudine den Worten Lunetens eifrig nach; sie überlegte, wie treu die gute Magd von jeher gewesen war, sie gestand sich, dass sie allerdings eines kräftigen Beschützers gegen die bevorstehende Gefahr bedürfte; und wie schmerzlich es ihr auch war, sie musste zuletzt sich selbst gestehn, dass der Sieger, der ihr den Gemahl erschlagen hatte, wohl muthiger und stärker sei, als Askalon, der erschlagene Burgherr. Freilich hatte er durch seinen Sieg ihr innerstes Herz verletzt und ihren ganzen Hass auf sich geladen — aber musste er sich nicht wehren, musste er nicht das eigene Leben gegen den Angriff seines Feindes schützen, und würde er nicht selber erschlagen sein, wenn er den Gegner nicht erschlagen hätte?

Als Laudine sich einmal solchen Gedanken hingegenben hatte, brauchte Lunete ihren Hass nicht mehr zu fürchten, und sie hatte, als sie am andern Morgen wieder zu ihrer Herrin gerufen wurde, leichtes Spiel. Laudine fragte zuletzt selbst nach dem Namen des Siegers. Der Name Iwein war ihr wohlbekannt und sie kannte auch den Namen seines Vaters, des Königs Uriën.

Uebergehen wir die Scherze, welche die schalkische Lunete anstellte, um ihre Herrin sowohl wie auch den ungeduldigen Iwein noch etwas mit der Ungewissheit zu quälen, und begleiten wir den schön gebadeten und reich gekleideten Iwein sofort auf seinem Wege zur schönen Witwe Askalons. Mit Freuden als beglückter Mann geht er zu ihr, aber als er ihr gegenüber steht, weiss er kein Wort zu reden, und auch die Frau ist stumm und schüchtern gleich dem Manne.

Was wäre aus den Beiden geworden, wenn nicht die behülfliche Lunete sich wieder ins Mittel gelegt hätte! „Ei Herr Iwein“, sagte sie, „wie seid Ihr doch verzagt! Lebt Ihr denn und habt Ihr denn noch einen Mund? Ihr wusstet doch vor Kurzem noch trefflich zu sprechen; was hat Euch denn nun auf einmal so stumm gemacht? Verschmähst Ihr etwa eine so schöne Frau? So wagt Euch doch näher heran! Sie wird Euch nicht beissen, obgleich Ihr wohl ihren Hass verdient hättet. Habt Ihr nicht den Grafen Askalon, ihren Gatten erschlagen? Ich dünkte, Ihr hättet alle Ursache, für so grosse Schuld ihre Verzeihung und Gnade zu suchen.“

Als Lunete mit solchen Worten dem verlegenen Manne die Besinnung wiedergegeben hatte, stürzte er Frau Laudinen zu Füssen; und da er nun auch wieder reden konnte, bat er in feurigen Worten um ihre Verzeihung und um ihre Liebe. Auch Laudine hatte die Sprache wieder gefunden, und als sie hin und wieder redeten, fügte es Frau Minne, die so manches Wunder wirkt, dass sie sich zusammen redeten, und dass aus den Beiden ein Paar wurde, wie Jungfrau Lunete gewünscht hatte.

Laudine beauftragte ihren Truchsess, den Leuten ihren Entschluss mitzutheilen: König Artus werde in zehn Tagen mit Heeresmacht gegen den Brunnen ziehen, und sie bedürfe eines tapferen und edlen Gatten zur Vertheidigung, den ihr Gott in Iwein zugeführt habe.

Die Leute freuten sich, einen so trefflichen Ritter zum Herrn zu bekommen, an Priestern zum Einsegnen der Ehe

fehlte es nicht, und so konnte denn die Hochzeit ohne langen Aufschub gefeiert werden.

4. Iwein zieht mit Gawein an den Hof des Königs, fällt im Ungnade bei seiner Herrin und wird wahnsinnig.

Die Ritterspiele des Festes waren noch nicht beendet, als König Artus mit seiner Massenei wirklich angezogen kam, um das Abenteuer am Brunnen unter der Linde zu bestehen. Niemand war übermüthiger als der Spötter Keie. „Nun, mein Herr Kalogreant“, sagte er, „wo ist denn nun der muthige Iwein? Wie tapfer waren seine Worte! Aber jetzt, da es an die That geht, ist er nirgend zu sehen.“ Gawein vertheidigte den abwesenden Freund. König Artus aber nahm das goldene Becken und begoss den Brunnenstein, um die Wahrheit der Erzählung Kalogreants zu prüfen. Als bald erhob sich das grimmigste Unwetter, und als es sich abgeras't hatte, kam Herr Iwein in voller Rüstung, schön wie ein Gott ²⁾, aus der Burg herausgesprengt und suchte den Ritter, der mit ihm den Kampf ausfechten wollte.

Der Ritter aber, der die erste Lanze begehrte, war kein anderer als Herr Keie. Wie froh war Iwein, als er den Spötter vor sich sah, den er nun trefflich für sein unaufhörliches Höhnen und Schelten züchtigen konnte! Man muss jedoch der Wahrheit die Ehre geben und eingestehen, dass Keie kein Feigling war, sondern in manchem ehrenvollen Kampfe seinen Mann zu stellen wusste. So strebte er denn auch in diesem Kampfe mit ganzer Kraft nach der Ehre des Sieges, aber einem Iwein gegenüber war solches Streben eitel und vergeblich, und wie sehr sich auch mein Herr Keie sträubte und sperrte, so kam er zu guterletzt doch höchst unsanft hinter sein Ross und auf den Sand zu sitzen. Iwein konnte sich nicht versagen den hämischen Spötter zu fragen, ob er sich mit Fleiss und vielleicht nur deshalb in den Sand gesetzt habe, um doch

2) „in engelwis gezieret“. Hartm. Iw. v. 2554.

auch diese Erfahrung persönlich zu machen. Jedenfalls werde er sich nun eigensitzig überzeugt haben, dass wenig Ehre dabei zu haben sei.

Darauf nahm er das Ross des Besiegten, führte es zum König Artus und bat ihn um einen Mann des Gefolges, der das Ross an sich nehmen könne, denn er trachte nicht nach des Königs Habe. Verwundert dankte der König und fragte, wer er sei. „Ich bin es, Iwein“, sagte jener. Und ehe noch die Tafelrunder sich von ihrem Staunen erholt hatten, erzählte er ihnen, wie er durch seinen Sieg hier Herrscher im Lande geworden wäre. Da war grosse Freude über Iweins Ruhm und über Keie's Schande bei Allen die zugegen waren, am meisten aber freute sich Herr Gawein, der treue Freund Iweins.

Mit dem Streite war es nun natürlich aus. Artus und die Tafelrunder erkannten mit Freuden in Iwein den Herrn des Brunnens und des Landes an und missgönnten ihm seine Ehre in keiner Weise. Auf Iweins dringendes Bitten ritten Alle mit auf die Burg und wurden dort so herzlich empfangen und so trefflich bewirthet, dass Artus ausser seinem Lande keine bessere Kurzweil gefunden hatte.

Vor Allem freute sich Frau Laudine über den hohen Gast, und ihr neuer Gatte war ihr nun noch einmal so lieb als zuvor, da sie nun sah wie hochgeehrt er war und dass er mit seiner Mannhaftigkeit den Zauberbrunnen als ganzer Held beschirmt hatte.

Gawein, der an Iweins Glück den innigsten Antheil nahm, versäumte nicht der schönen Jungfrau Lunete für ihre behülfliche Vorsorge um seinen Freund zu danken, und er dankte ihr so herzlich, dass auch diese Beiden beinahe ein Paar geworden wären.

Als sie sieben Nächte ³⁾ dort gewesen waren, wollten sie abreisen. Da nahm Gawein der kühne und getreue

3) Galli se omnes ab Dite patre prognatos praedicant idque ab Druidibus proditum dicunt. Ob eam causam spatia omnis temporis non numero dierum sed noctium finiunt; dies natales et mensium et annorum initia sic observant, ut noctem dies subsequatur. Caesar de B. G. VI, 18.

Held Herrn Iwein heimlich bei Seite und sagte: „Lieber Freund, du sitztest dem Glücke nun im Schoosse, du hast ein schönes Weib, ein reiches Land und volle Ehre. Aber hüte dich, dass dich die Welt nicht um deiner Frauen Schönheit willen verhöhne. Liege nicht den lieben langen Tag müssig und lass deine Ritterkraft nicht in Unthätigkeit einrosten, auf dass es dir nicht gehe, wie Herrn Erek, der sich bei Frau Eniten auch so lange der Thatenlosigkeit ergab, bis ihm alle Kraft und Rüstigkeit eingeschlafen war. Lass dir zureden, fahre mit uns, und lass uns zusammen turnieren, wie wir es früher gethan haben. Schütze mir nicht die Sorge um deinen Hausstand vor, die Sorge ist gut, aber sie soll nimmer einen edlen Ritter zum blossen Haushüter erniedrigen. Darum lass dir Urlaub von deiner Frau geben, übergib ihr während der Zeit deiner Abwesenheit Land und Leute, und ziehe mit uns.“

Iwein stimmte dem männlichen Rathe seines Freundes durchaus bei und ging sofort zu seiner lieben Frau und bat sie um Urlaub, um mit Artus ziehen und an seinem Hofe ritterlich turnieren zu können. Laudine erschrak zwar und war innerlichst betrübt, dass sie den blühenden Gemahl, der ihr nun erst recht lieb geworden war, schon wieder verlassen sollte, aber sie wagte doch nicht, ihm den gewünschten Urlaub zu verweigern, und so ertheilte sie ihm denselben auf ein volles Jahr. „Heute haben wir den achten Tag nach der Sonnenwende“, sagte sie, „heute übers Jahr ist der Urlaub abgelaufen. Du weisst selbst, welcher Gefahr unser Land ausgesetzt ist; wenn du also nicht zur rechten Zeit wiederkommst, so acht' ich dich einem Verlorenen gleich.“ Dabei gab sie ihm zum Zeugniß ihrer Rede einen kostbaren Ring, an dessen Besitz sich der Genuss vollen Glückes und immer frohen Muthes knüpft. 4)

Da nun Alles zur Reise bereit war und Artus Abschied genommen hatte, gab Frau Laudine mit ihren Man-

4) „sines steines kraft ist guot:
er glt gelücke und senften muot:
er ist saelec der in treit.“

Hartm. Iw. 2953 ff.

nen dem Herrn Iwein noch auf drei oder vier Meilen das Geleit und nahm dann mit grossen Schmerzen Abschied von ihm, um auf ihre einsame Burg zurückzukehren.

Herr Iwein aber zog einem Leben voll reicher Ritterehren entgegen. Da war während des ganzen Jahres kein Turnier, an dem nicht er und sein Freund Gawein die höchsten Preise des Muthes, der Kühnheit und der ritterlichen Gewandtheit davongetragen hätten. Aber das Geräusch des Ritterlebens betäubt den guten Iwein so sehr, dass er die verabredete Frist versäumt und an das der Gattin gegebene Wort erst wieder denkt, als er ein stattliches Fest zu Karidöl bei König Artus mitfeiert. Und da ist es schon August, da ist es schon zu spät!

In tiefen Sehnsuchtsschmerz und in bittere Reue versunken sitzt er da, als er plötzlich Luneten eilig über das Feld daherreiten, vom Rosse steigen und zum Könige gehen sieht. Sie komme, sagt sie, von Frau Laudinen, ihrer Herrin, und habe Auftrag, alle anwesenden Ritter mit ihrem Grusse zu ehren, Einen ausgenommen, und dieser Eine sei der Verräther Iwein, der sein Wort treulos gebrochen und so nicht allein an ihrer Herrin, der er zuvor schon den Gemahl erschlagen habe, doppelt gefrevelt habe, sondern auch an ihr, der Botin selbst, die wohl einen besseren Dank für ihre hilfreiche Vermittelung hätte erwarten dürfen, als eine so schmachvoll treulose Wortbrüchigkeit. Vor ihrer Herrin solle er sich nicht wieder sehen lassen, von König Artus aber und seinen Rittern erwarte sie, dass sie ihn als treulosen Mann mit gebührender Verachtung strafen würden. Den Ring, den ihre Herrin ihm beim Scheiden gegeben, fordere sie zurück, denn nicht länger dürfe er die Hand eines falschen Mannes zieren.

Dabei zog sie ihm den Ring vom Finger, und nachdem sie den König höflich gegrüsst hatte, stieg sie wieder aufs Ross und ritt davon.

Jedes ihrer Worte war wie ein schneidendes Schwert in Iweins Herz gedrungen. Aus dem Himmel seiner Ehren und Freuden war er in den finstern Abgrund der Schande und des Jammers gefallen, und der Sturz war so jäh

und furchtbar, dass ihm die Sinne schwindelten, und er nur noch den einen Gedanken: Fort, fort von hier in die Einsamkeit! fassen konnte. Darum stahl er sich, sobald es geschehen konnte, heimlich vom Königshofe fort, und sobald er den Hofzelten ferne war, riss er in wahnsinniger Raserei die Kleider von seinem Leibe und floh nackt und besinnungslos in den wilden Wald.

Wohl fragte König Artus nach dem Unglücklichen, aber Niemand wusste, wo er geblieben war, und alle Klagen, die über ihn laut wurden, konnten ihn nicht zurückbringen.

5. Iweins Waldleben und Heilung.

Der gute Gott aber erbarnte sich des armen Iwein und liess ihn auf einen Knappen stossen, der einen guten Bogen und spitze Pfeile bei sich führte. Diese Waffen nahm er und hatte so wenigstens ein Mittel, sich seinen Lebensunterhalt zu erjagen. Denn wenn ihm sein Sinn auch sonst gestört war, so war ihm doch, wie das bei Wahnsinnigen nicht selten ist, in Bezug auf des Leibes Nahrung die nothdürftige Besinnung geblieben.

Da er lange Zeit also im Walde gelebt hatte, traf er eines Mittags ein frisch gereutet Land, auf dem ein Einsiedler seine Hütte aufgeschlagen hatte. Sobald dieser den tollern Iwein erblickt hatte, riegelte er seine Thüre zu und war in grossen Sorgen vor ihm. Doch besann er sich zuletzt und schob, um ihn zu besänftigen, ein Brot auf einem Brete durch das Fenster. Das nahm Iwein begierig und ass es und trank dazu Wasser aus einem Eimer, den er an der Wand fand; und von dieser Zeit an kam er alle zwei Tage und holte sich sein Brot von dem Einsiedler und legte ihm zum Lohne dafür ein Stück Wild, das er geschossen hatte, vor die Thür.

Also fristete sich der Unglückliche sein Leben im Walde. Er war aber ganz schwarz geworden wie ein Mohr, und glich in seiner wüsten Nacktheit eher einem wilden Thiere des Waldes, als einem Menschen.

Nun traf es sich, dass einst, als er im Walde schlafend da lag, drei schöne Frauen daher geritten kamen und ihn sahen. Da erkannte ihn die eine von ihnen an einer Narbe, von der alle Welt wusste, so wie es auch bekannt war, dass er vom Hofe des Königs Artus in geheimnissvoller Weise verschwunden wäre. Sobald sie die Narbe gesehen hatte, sagte sie zu ihren Begleiterinnen: „Ist Herr Iwein noch am Leben, so liegt er ohne Zweifel vor uns.“ Dabei hub sie aus Schmerz über das grosse Unglück, das einem so trefflichen Ritter widerfahren war, heftig an zu weinen. „Ihr seht wohl“, sagte sie zu den andern Frauen, deren Herrin sie war, „dass er den Verstand verloren hat. Ist ihm kein Zaubersantol gegeben, so kann nur die Liebe an seinem Unglück Schuld sein. Wenn er je wieder gesund wird, so weiss ich, dass er allein im Stande ist, mich von dem bösen Uebermuthe des Grafen Aliers, der mich schon lange bedrängt, zu befreien. Stammt seine Krankheit aus dem Gehirne, so besitze ich das Mittel zu seiner Heilung. Ich habe zu Hause eine köstliche Salbe, die ich von der Feimorgan habe; welcher Wahnsinnige damit bestrichen wird, der gesundet sofort.“

Als bald ritten sie nach Hause, dort gab die Frau einer Magd die Büchse mit der Salbe und gebot ihr bei ihrem Leben, den kranken Iwein nur am Haupte mit der Salbe zu bestreichen und sparsam damit umzugehen, denn das Heilmittel könne noch manchem Andern zum Heil gereichen. Zugleich gab sie ihr Kleider von scharlachrothem Wollenzeug und feiner Leinwand, so wie Schuh und Hosen von Tuch zu Iweins Bekleidung mit.

Die Magd ritt eilig in den Wald zurück und fand Herrn Iwein noch im tiefsten Schlafe. Sie hatte auch noch ein Pferd mitgenommen, das sanften Schrittes einherging und dessen Reitzeng vom feinsten Golde war, auf dem sollte der Ritter reiten, wenn er durch die Salbe seine Gesundheit wieder erlangt hätte. Sie band die beiden Pferde fest an, ging ganz sachte zu Herrn Iwein, legte die Kleider für den kranken Helden hin, und bestrich ihn am ganzen Körper mit der wunderthätigen Salbe so lange, bis nichts mehr in

der Büchse war. Denn ihr Wille war so sanft, dass sie darüber den Befehl ihrer Herrin: sparsam mit der Salbe umzugehen, ganz und gar vergass. Darauf zog sie sich zurück, auf dass der edle Ritter sich nicht zu schämen brauchte, wenn er erwachte und es wieder licht in seinem Geiste würde.

Und Iwein erwachte und sah sich an und erschrak vor sich selber. „Bist du es, Iwein?“ rief er sich selbst zu, „oder wer bist du? Habe ich bisher geschlafen? O Jammer, dass ich dann erwacht bin, denn mein Traum gab mir ein reiches, seliges Leben. Wie hoch war ich geehrt! Edle Geburt, Jugend, Schönheit, Reichthum und Weisheit, das Alles war in vollem Masse mein. Meine tapfre Hand hatte sich ein schönes Weib und ein reiches Land erfochten, die ich freilich, wie mir ferner träumte, nur kurze Zeit genoss, bis König Artus mich in sein Haus führte. Sie hatte mir Urlaub auf ein Jahr gegeben, und ich blieb bei meinem Gesellen Gawein länger als ich sollte, dass sie mir ihre Huld gänzlich entzog. Nun ist der wunderliche Traum aus, der mich zu einem reichen und hohen Herrn gemacht hatte, und ich finde nun, da ich erwache, dass ich rauh und wild aussehe und in Nichts einem Ritter gleiche. Und doch getraue ich mir auch heute noch, wenn ich nur bewaffnet und beritten wäre, nach echter Rittersitte zu turnieren!“

Als er so sein früheres Leben für einen Traum hielt und über seinen jetzigen Zustand nachsann, erblickte er die Kleider, die die gute Magd für ihn hingelegt hatte, und als er sie angezogen und den schwarzen Leib bedeckt hatte, sah er wieder aus wie ein Ritter.

Nun kam auch die Jungfrau aus ihrem Versteck hervorgeitten und führte das zweite Pferd an der Hand. Iwein wollte sich von seinem Sitz erheben, aber seine Glieder waren noch so matt, dass er es nicht vermochte, und dass er sich begnügen musste, der schönen Magd nachzurufen und sie zu bitten, dass sie ihn mitnähme. Alsbald wies sie ihm das Pferd an, half ihm auf, und Iwein ritt an ihrer Seite auf die Burg ihrer Herrin. Diese hatte grosse Freude an ihrem Gaste, die nur ein wenig, aber doch auch

nur auf kurze Zeit durch die Nachricht von dem Verluste der köstlichen Salbe getrübt wurde. Die listige Magd sagte, die Büchse sei ihr beim Ritt über die Brücke, da ihr Pferd gestrauchelt wäre, ins Wasser gefallen. Die Herrin liess den Gast so sorgsam baden, kleiden und speisen, dass die wilde Farbe ihn verliess und er wieder zu seiner früheren Kraft und Schönheit gelangte.

Als bald gab man ihm den besten Harnisch und das schönste Ross, auf dass er gewaffnet wäre, wenn Graf Aliers käme. Dieser liess nicht lange auf sich warten, sondern kam mit voller Heeresmacht gegen die Burg. Da stellte sich Iwein an die Spitze des Burgheeres, und während die Herrin von der Zinne herniederschaute, fügte es Herrn Iweins unerschrockene Tapferkeit, dass des Grafen Heer ungnädiglich gefangen oder geschlagen wurde, und dass Aliers selbst auf der Flucht nach einer nahen Veste sein Heil suchte. Aber Iwein setzte ihm nach, holte ihn ein, machte ihn zum Gefangenen und zwang ihn, für alles Leid, das er der schönen Frau von Narison zugefügt, Busse und Vergeltung zu geloben.

Wie gerne hätte die schöne Frau ihren Retter bei sich behalten! Es fehlte nicht viel, so hätte sie selbst ihm ihre Hand und ihr Herz mit Worten angetragen: mit Mienen und Blicken that sie's genug, aber Iwein war blind dagegen und war auch taub gegen ihre Bitten, noch länger da zu bleiben.

6. Iwein tödtet den Drachen, rettet den Löwen, kommt an den Brunnen, verspricht Luneten zu retten, tödtet den Riesen Harpin und befreit Luneten.

Als Iwein von der Frau von Narison Urlaub genommen hatte und seine Strasse zog, hörte er eines Tages eine unbändige Stimme aus dem Walde erschallen, deren Klang eben so viel Jammer als Grimm verrieth. Er folgte dem Schalle in den dichten Wald und sah dort an einer

lichten Stelle einen grünen Drachen¹⁾ mit einem Löwen kämpften. Der Lindwurm, dem das Feuer aus dem Rachen schoss, hatte den Löwen so überwältigt, dass dieser kläglich brüllte. Da stieg Herr Iwein vom Ross, zog sein Schwert und tödtete das grimmige Unthier. Er fürchtete zwar, dass nun auch der Löwe sich gegen ihn kehren würde, aber statt dessen schmiegte sich das edle Thier an seinen Fuss und suchte ihn mit schmeichelnden Gebärden für die Rettung zu danken. Und von Stund an blieb der Löwe Herrn Iweins treuer und unzertrennlicher Begleiter. Als sie durch den Wald zogen, fing der Löwe manches Stück Wild für seinen Herrn, und wenn sie des Nachts rasteten, so war das treue Thier der beste Wächter.

Nun traf es sich, dass Iwein zufällig — denn er hatte nicht darauf geachtet — wieder an denselben Brunnen kam, an dem er derelinst Glück und Unglück erlebt hatte. Sobald er die Lände, den Brunnen und die Kapelle erblickte, kam der Schmerz über das, was er hier verloren hatte, so heftig über ihn, dass er fürchtete von Neuem wahnsinnig zu werden. Sein Antlitz erbleichte, seine Sinne schwanden, und ohnmächtig sank er vom Rosse. Dabei glitt sein Schwert aus der Scheide und fiel so unglücklich, dass es des guten Ritters Seite durch das Panzerhemd hindurch verwundete, also dass das Blut herausrieselte und den Boden flühte.

Als das der treue Löwe sah, wollte er seines Herrn Tod nicht überleben, sondern setzte das Schwert an einen Strauch, um sich darauf zu stürzen, und er würde es gethan haben, wenn nicht Herr Iwein sich noch zur rechten Zeit wieder aufgerichtet hätte.

Als nun Iwein in lauten Jammer über den Verlust seines Glückes und seiner Ehre ausbrach, so hörte das ein Mägdelein, das in der Kapelle gefangen sass. Sie fragte durch die Thürspalte hindurch, wer da draussen jammerte, und sagte, dass sein Jammer gegen den ihrigen gering sei, denn er sei doch frei, sie aber sei gefangen und habe die

schreckliche Aussicht, morgen verbrannt oder gehängt zu werden, wenn sich nicht ein Retter in der Noth fände. Darauf erzählte sie, sie sei angeklagt, ihre Herrin verrathen zu haben, weil diese auf ihren Rath im vergangenen Jahre eines Mannes Frau geworden sei, der sie treulos verlassen habe. Ihre Feinde seien der Truchsess und seine zwei Brüder, die sie von je um die Gunst ihrer Herrin beneidet hätten. Leider habe sie im Gefühl ihrer Unschuld sich zu einem schnellen Worte verleiten lassen und sich anheischig gemacht, einen Ritter zu stellen, der allein gegen die drei kämpfen und die Unschuld der Angeklagten siegreich erhärten würde. Sie habe dabei an Gawein und Iwein gedacht, jeder von den beiden, das wisse sie, würde gewiss für sie in die Schranken getreten sein, wenn sie von ihrer Noth gehört hätten, und so sei sie gutes Muthes an den Hof des Königs Artus geritten, um einen von den beiden für ihre Sache zu gewinnen. Aber sie habe dort keine Seele gefunden, und mit Spott und Hohn sei sie bei der Rückkehr empfangen und hier eingekerkert, und morgen sei der Tag der Entscheidung, an dem sie sterben müsse, wenn Gott nicht eine unerwartete Rettung sende.

Iwein war sehr gerührt durch die Erzählung, gab sich der guten Lunete zu erkennen, theilte ihr seine tiefe Reue mit, versprach gegen die drei Verläumder zu kämpfen und dann zur Busse seiner Schuld von seiner geliebten Herrin, an deren Verzeihung er verzweifelte, für sich selbst den Tod zu fordern.

Wie freute sich die gute Lunete, als sie ihren Herrn noch am Leben wusste! wie rührte sie sein Schmerz und seine Reue! wie fürchtete sie für sein Leben, wenn sie an den ungleichen Kampf gedachte! Ja sie wollte lieber selbst sterben, als ein so kostbares Leben aufs Spiel setzen, und bat Herrn Iwein von seinem Vorhaben abzustehen. Aber Iwein bestand darauf und wollte ihr die Schuld der Dankbarkeit, zu der sie ihn verpflichtet hatte, als sie ihn selbst aus schmähhlicher Gefahr errettete, voll und ritterlich auszahlen. Nachdem ihm Lunete noch erzählt hatte, dass Gawein einem Ritter nachsetzte, der dem Könige Artus

sein Weib entführt hätte, verabschiedete sich Iwein, mit dem Versprechen, morgen zur rechten Zeit als ihr Ritter zu erscheinen.

Er kam auf seinem Wege, auf dem ihn der treue Löwe begleitete, an eine Veste, deren Herr ihn freundlich empfing, obgleich sein Blick keine innere Freude verrieth. Und so wurde er auch in der Burg höchst zuvorkommend empfangen; aber Allen sah Iwein an, dass sie sich nur aus Höflichkeit zum Schein der Freude zwangen, und dass der innere Schmerz, der sie bedrängte, wider Willen durch ihre freundlichen Worte hindurchzuckte. Iwein bat seinen Wirth, ihm den Widerspruch zu erklären. Nur mit Widerstreben ging der Burgherr darauf ein und erzählte auf Iweins dringendes Bitten, dass er von einem gewaltigen Riesen bedrängt werde, so dass sein Land verwüstet und sein Besitzthum bis auf die eine Burg zerstört sei. Harpin, der Riese, habe von ihm sein Töchterlein zur Ehe verlangt, und da er sie nicht erhalten, habe er ihm seine sechs Söhne weggefangen und bereits zwei davon erhängt, morgen aber wolle er die vier noch lebenden herbringen und sie vor ihres Vaters Augen ermorden, wenn ihm ihre Schwester nicht ausgeliefert werde, die er nicht mehr zum Weibe verlange, sondern dem schlechtesten Knecht seines Heeres preisgeben wolle.

Iwein fragte den unglücklichen Burgherrn, warum er nicht bei König Artus Hülfe gesucht habe. Da sagte ihm der Wirth, dass der König jetzt selbst in Leid versenkt sei, und erzählte ihm ausführlicher die Mär von Frau Gino-vers Entführung. „Als König Artus und die Tafelrunder beisammen sassen, kam ein Ritter zu ihnen, stieg vom Ross und sagte zum König: Ich habe von Eurer Milde so viel gehört, dass ich gekommen bin, Euch um eine Gabe zu bitten. Da versprach ihm Artus Alles zu geben, was er Geziemendes bitten würde. Aber jener sagte, wenn erst von Bedingungen und Ausnahmen die Rede sei, so wolle er lieber gar nicht bitten; und als Artus auf seinem Wort bestand, ging der Ritter zornig von dannen und sagte, die Mär' von Artus Edelmuth und Milde sei eitel Lüge und

Prahlerci. Als das die Tafelrunder hörten, waren sie für ihres Königs Ehre besorgt und redeten ihm zu, er solle den Mann nicht im Zorne scheiden lassen, sondern ihm Alles zusagen, was er erbitten wolle, man sehe es ihm ja an, dass er nichts Ungeziemendes verlangen werde. Da gab Artus ihrem Rathe nach und versprach dem Ritter die Erfüllung jeglicher Bitte. Nun, sagte der Ritter, so gebt mir Euer Weib, die Königin. Artus war ausser sich, dass er so schmäählich betrogen war. Der Ritter aber sagte: lasst Eure besten Ritter mir nachsetzen, ich werde um ihretwillen nicht mehr eilen als ich gewohnt bin, und ich will gern auf den Besitz der Königin verzichten, wenn ich nicht im Stande bin, mich gegen Eure Ritter zu wehren. So musste man ihm die Königin übergeben, und weinend folgte sie ihrem Entführer. Die Tafelrunder aber waffneten sich und wollten alle zugleich hinterdrein. Aber da polterte Keie dazwischen und sagte, es wäre eine Schande, wenn die ganze Tafelrunde einem einzelnen Manne nachsetzen wollte, er werde schon allein mit ihm fertig werden. Und so zog ihm denn auch Herr Keie als der erste nach, aber es ging ihm schlecht: der fremde Ritter hob ihn so unsanft aus dem Sattel, dass er sich mit dem Helme in einen Ast verfang und eine gute Zeit lang fest am Halse hängen blieb. Kallogreant, der ihm nachfolgte, hatte nicht Zeit, vielleicht auch nicht Lust, ihn aus seinem hohen Hang zu erniedrigen, aber auch er wurde aus dem Sattel gehoben. Nicht besseres Glück hatten Dodines, Segremors, Henete, Plioleherin, Villemargot und Iders, die nach einander den Kampf mit dem fremden Ritter aufnahmen. Der einzige, der die Königin wohl hätte befreien können, wäre Gawein gewesen, aber leider war er abwesend und kam erst am folgenden Tage von einem Abenteuer zurück. Sobald er des Königs Klage hörte, versprach er, dem Räuber nachzusetzen und nicht ohne die Königin zurückzukehren. „Und das“, sagte der Burgherr, „ist mein grösstes Leid, denn auf Herrn Gawein, der meines Weibes Bruder ist, hatte ich meine beste Hoffnung gesetzt. Er allein hätte mich erretten können, aber nun bin ich alles Trostes baar“!

Als der unglückliche Mann so klagte, erbarmte sich Iwein seiner Noth und versprach, mit dem Riesen Harpin zu kämpfen, wenn es sich so fügen liesse, dass er morgen Mittag noch zur rechten Zeit zu einem andern Kampfe sich stellen könne, den er für eine gute Jungfrau auf sich genommen habe.

Da war grosse Freude in der Burg, und Iwein war noch freundlicher verpflegt, als zuvor. Er versicherte, dass er ihnen gern seine Hülfe gewähre um seines lieben Freundes Gawein willen, dessen Schwester ja seine Wirthin sei.

Aber am andern Morgen, als Herr Iwein sich aufs Beste für den Kampf gerüstet hatte, war kein Riese zu sehen; eine Stunde verging nach der andern, und kein Harpin war da. Da gedachte Iwein an die gute Lunete und sagte seinem Wirth, dass er nicht länger warten dürfte. Das war für den Burgherrn und alle die Seinigen ein Donnerschlag; sie beschworen ihn bei Gott, bei ihrem Jammer und bei seiner Freundschaft für Gawein, sie doch nicht zu verlassen, und sie bestürmten sein Herz so sehr, dass er zu schwach war, um zu widerstehen. Er versprach zu bleiben, aber er dachte mit Entsetzen daran, was aus der armen Lunete werden sollte, wenn er die rechte Zeit versäumte. Zum Glück kam endlich der Riese. Es war jammervoll zu sehen, wie er die vier Brüder auf schlechten Gäulen paarweise zusammengebunden hatte, und es war zu fürchten, dass der Jammer das Herz des Vaters brechen würde, als der unmenschliche Riese seine Drohung ausrief: er würde die viere sofort aufhängen, wenn man sie nicht mit ihrer Schwester auslös'te. Da machte sich Herr Iwein auf und ritt über die Brücke, und sein treuer Löwe folgte ihm nach. Der Riese zog spöttisch das Maul, als er den kleinen Wicht ankommen sah, und empfing ihn mit höhnenden Worten; aber Iwein forderte ihn kurz und derb zum Kampfe heraus. Der Riese war so übermüthig, dass er auf alle Waffen verzichtete, ausser einer Stange, die er bei sich führte. Das war Herrn Iwein ein starker Trost, der mit gutem Muthe die Lanze einlegte, das Ross spornte und den

Speer gerade in des Riesen Brust bohrte, dass die Spitze sich vom Schaft löste und fest im Fleische des Feindes haftete. Wüthend schlug der Riese mit seiner Stange nach dem verachteten Gegner, und für Herrn Iwein wäre wohl das letzte Stündlein gekommen, wenn ihn nicht ein schleuniger Sprung seines Rosses gerettet hätte. Nicht so glücklich war Iwein, als er dem Riesen die zweite Wunde beigebracht hatte, denn jetzt traf ihn die furchtbare Stange so schwer, dass er wie todt zu Boden sank. Aber da sprang mit furchtbarem Gebrüll der treue Löwe dem Riesen auf den Rücken und riss ihm mit grimmiger Tatze die Kleider wie das Fleisch vom Nacken, und während der schmerzgequälte Riese stierartig brüllend sich seines wüthenden Gegners zu erwehren suchte, fand Iwein Zeit, sich wieder zu erheben und dem Riesen mit seinem Schwerte den Todesstoss ins Herz zu geben.

Die Geretteten hatten kaum Zeit, ihren Dank auszusprechen, so rasch beurlaubte sich Iwein. Er trug dem Burgherrn auf, mit seinen Kindern zu Gawein zu reiten und ihm den Dank für seine Hülfe zu überbringen. Wenn er sie nach seinem Namen fragen würde, so sollten sie ihn nur den Ritter mit dem Löwen nennen.

Als bald befahl er sie Gott und ritt spornstreichs davon, und ruhte nicht, bis er am Brunnen bei der Kapelle war. Schon war die Mittagsstunde da, Lunete war schon aus ihrem Kerker geholt, und kniete im blossen Hemde, die Hände auf den Rücken gebunden, vor dem Scheiterhaufen, der bereits angezündet wurde. Da sprengte Iwein mitten unter die Leute und rief: „Ihr üblen Leute, lasset die Jungfrau los, ich will ihre Unschuld verfechten!“ Zugleich schaute er sich um, ob er seine liebe Herrin erblicken könnte, und als er Laudinen sah, ging ihm der Schmerz so sehr durch die Seele, dass er fürchten musste, von Neuem den Verstand zu verlieren. Als Lunete ihn erblickte, pries sie Gott und dankte dem Ritter mit dem Löwen, dass er Wort gehalten. Der Truchsess aber und seine Brüder waren frech und lachten des Ritters, der sich der Falschen annehmen wollte; als aber Iwein auf sein

Schwert wies und sagte, dass auch er selbdrith kämpfen werde, da er mit Gott und der Wahrheit im Bunde sei, verlangten seine Gegner, dass er erst den Löwen bei Seite schaffen solle, sonst würden sie sich in keinen Kampf einlassen. Iwein befahl dem treuen Thiere auf die Seite zu gehen, und der Kampf begann. Zuerst kämpften Iwein und der Truchsess fast allein, als aber dieser betäubt zu Boden gefallen war, sprangen seine beiden Brüder zugleich auf Iwein los und setzten ihm hart zu, und als der Truchsess sich wieder erholt hatte, gesellte er sich zu seinen Brüdern, so dass nun Iwein mit allen Dreien zu thun hatte und sein Leben ernstlich bedroht war. Aber da hielt sich der treue Löwe nicht länger, sondern kam wüthend herbeigerannt, sprang auf den Truchsess und zerfleischte ihn, dass er hinfort nicht mehr schaden konnte. Iwein wollte den Löwen zurückscheuchen, aber das treue Thier war nicht mehr zu halten, und ruhte nicht, biß auch die beiden Andern besiegt am Boden lagen.

Da nun das Recht in jenen Zeiten verlangte, dass der Ankläger dieselbe Strafe erleiden musste, die er dem Angeklagten zugedacht hatte, wenn seine Anklage sich als eine unbegründete erwies, so wurden nun auch die Verläumder auf den Scheiterhaufen geworfen, den sie der guten Lunete zugedacht hatten.

Iwein, den Niemand kannte und dem Lunete geloben musste, seinen Namen nicht zu nennen, wollte Abschied nehmen. Lunete redete ihm sehr zu, zu bleiben, bis er und der Löwe von allen Wunden genesen wären, die sie im Kampfe erhalten hätten; aber er versicherte, dass er nicht froh werden könnte, bis er der theuren Gattin Huld wieder gewonnen hätte. Als Frau Laudine das hörte, fragte sie ihn nach seinem Namen. Er sprach, er werde sich seines rechten Namens schämen, bis er die Huld seiner Herrin wieder erlangt hätte, bis dahin wolle er nur der Ritter mit dem Löwen heissen. Laudine wunderte sich, dass sie noch nie etwas von ihm gehört hätte, und bedauerte, dass er wund aus ihrem Lande ziehen wollte. Er aber beharrte auf seinem Vorsatze, nahm Ab-

schied und ritt, von Luneten noch eine Strecke begleitet, von dannen. Er bat die treue Jungfrau, seiner bei Frau Laudinen zu gedenken, und als er auch von ihr Abschied genommen hatte, stieg er vom Ross, sammelte Moos in seinen Schild und hob den wunden Löwen, den er in diese Lagerstatt gebettet hatte, vor sich auf das Ross.

7. Die Töchter des Grafen vom schwarzen Dorne. Die 300 armen Weberinnen. Iwein erschlägt zwei Riesen. Iwein und Gawein.

So kam er endlich an eine Burg. Ein Knappe bewillkommnete ihn und öffnete ihm das Thor. Drinnen ward er freundlich begrüßt, und ihm und seinem Löwen ward ein Zimmer eingeräumt. Als ihm als Gast des Hauses die Waffen abgenommen waren, erschienen des Burgherrn beide Töchter, die schönsten Jungfrauen, die man sehen konnte, und salbten und verbanden Herrn Iwein und seinen Löwen die Wunden und pflegten sie so trefflich, dass beide bald wieder genesen konnten. Vierzehn Nächte blieb Herr Iwein dort, denn er wollte nicht eher scheiden, als bis er wieder völlig zu seinen Kräften gekommen wäre.

In diesen Tagen nun war der Graf vom schwarzen Dorne gestorben und hatte zwei schöne Töchter hinterlassen. Von diesen wollte die Aeltere die Jüngere aus dem Erbtheile vertreiben, das beiden ausgesetzt war. Die Jüngere, als sie sah, dass sie mit guten Worten nichts ausrichten konnte, beschloss zum König Artus zu gehen und ihn um einen Kämpfer für ihre gerechte Sache zu bitten. Als das ihre böse Schwester merkte, beschloss sie der Jüngeren zuvorzukommen, und sie wusste den Hof des Königs auch wirklich eher zu erreichen und Herrn Gawein als Kämpfer für ihre Sache zu gewinnen. Doch hatte Gawein sich ausbedungen, dass sie es Keinem sagen sollte. In denselben Tagen war auch die Königin, die Meljakanz der kühne Ritter entführt hatte, wieder zurückgekommen, und in derselben Zeit war die Mär von dem kühnen Löwenritter, der den Riesen Harpin getödtet hatte, an den Hof des Königs gedrungen.

Als nun die jüngere Schwester zu Gawein kam, bedauerte er, seine Hülfe schon anderweitig versagt zu haben. Sie aber wandte sich an König Artus, da sie keinen andern Kämpfer finden konnte, und bat ihn um seine Vermittelung; aber die ältere Schwester wusste, dass sie den besten Ritter der Welt für sich hatte, und wollte von keinem Vergleiche wissen, und so wurde eine Frist von sechs Wochen festgesetzt, binnen deren die jüngere einen Kämpfer stellen, oder auf ihr Recht verzichten sollte. Betrübt ritt sie durch das Land; sie dachte wohl an den Ritter mit dem Löwen, von dem sie am Hofe des Königs so viel gehört hatte, aber wo sollte sie den finden?

Verzagt und krank kam sie endlich zu einem Verwandten, der auf ihre Bitte seine eigene Tochter aussandte, um einen Kämpfer zu suchen. Diese kam zu der Burg, deren Bewohner Iwein von dem Riesen Harpin errettet hatte; dort hörte die gute Jungfrau wohl den Ruhm des Ritters mit dem Löwen, aber wo sie ihn finden sollte, konnte sie nicht erfahren. Sie kam später an den Brunnen unter der Linde und hörte auch hier des Löwenritters Ruhm, und Lunete erbot sich auch, sie bis dahin zu begleiten, wo sie sich von dem Ritter getrennt hätte; aber wohin er sich von da gewendet habe, wusste auch sie nicht zu sagen.

Ihr guter Stern führte sie jedoch gerade in die Burg, wo Iwein geheilt worden war. Sobald sie aber erfuhr, dass der Ritter mit dem Löwen vor Kurzem weiter gereist sei, machte sie sich auf, und das Glück fügte es, dass sie ihn auf seiner Reise einholte und ihm ihr Anliegen anbringen konnte. Iwein versprach sogleich sich als Kämpfer für das gute Recht der jüngeren Schwester zu stellen, und die gute Jungfrau ritt getröstet an seiner Seite weiter.

So kamen sie an eine Burg, bei der ein Flecken lag, in den sie zuerst einritten. Die Leute sahen sie unwillig an und empfingen sie mit bösen Worten, und als Iwein über so schlechten Empfang heftig zürnte, so sagte ihm ein Weib aus dem Orte, ihre Unfreundlichkeit sei gut ge-

meint und sollte sie nur vor den Gefahren warnen, denen sie erliegen würden, wenn sie wirklich auf die Burg reiten wollten. Aber Iwein konnte sich zum Umkehren nicht mehr entschliessen und ritt an die Burg. Der Wächter hiess ihn willkommen, wie schlecht es ihm auch ergehen würde. Nach diesem üblen Empfange öffnete er die Pforte, drinnen aber sah er ihn tückisch an, und mit den Worten: „wenn Ihr wieder hinaus wollt, so lasst mich in Ruh“, schloss er das Thor.

Das erste, was Iwein in der Burg sah, war ein grosses, nicht besonders schön gebautes Arbeitshaus, darin sah er wohl dreihundert Frauen arbeiten. Sie waren ärmlich anzusehen an Kleidung wie an Gestalt, obgleich sie alle noch jung waren. Sie wirkten kostbare Zeuge aus Gold und feiner Seide, stickten am Rahmen, lasen oder wanden Garn, brachen, hechelten oder schwangen Flachs, spannen und nähten, und hatten dabei so schmale Kost, dass es nicht zu verwundern war, wenn sie so blass und hager aussahen. Als sie bemerkten, dass Iwein sie sah, schämten sie sich und vergossen bittere Thränen. Er wollte gern Auskunft über die armen Arbeiterinnen und den Pförtner nach ihnen fragen; der aber dachte, er wollte wieder aus dem Thor, und sagte ihm höhnisch, dass ans Entrinnen nicht mehr zu denken wäre; und als Iwein ihm sagte, dass er nur Kunde von den armen Frauen haben wollte, verweigerte der grobe Mensch jegliche Auskunft.

Da ging Herr Iwein selbst in das Werkhaus und fragte sie, wer sie wären und wer sie in diese traurige Lage gebracht hätte. Da erzählte ihm eine von ihnen: „Wir sind aus dem Lande, welches der Jungfrauenwerder ⁶⁾ heisst, den Herrn unsres Landes aber hatte seine Jugendkühnheit verleitet, auf Abenteuer auszureiten. So kam er hierher, und es erging ihm, wie es auch Euch ergehen wird. Ihr müsst morgen mit zwei Teufelsknechten kämpfen, die mit solcher Kraft begabt sind, dass sechs Männer nichts gegen

6) „Jungfrauenwert.“ Hartm. Iwein 6326.

sie ausrichten könnten. Von ihnen wurde auch unser junger Herr besiegt und er rettete sein Leben nur dadurch, dass er beschwor, jährlich dreissig Jungfrauen als Zins zu geben. Wenn jedoch ein Mann kommt, der sie besiegen kann, so ist der Vertrag aufgehoben, aber wir hoffen nicht mehr darauf. Denn auch wir sind als Zins hierher gegeben und müssen unsre Jugend in Kummer und Elend hinbringen und müssen am Hungertuche nagen, während unsrer Hände Arbeit unsern Feinden grosse Schätze bereitet.

Herr Iwein tröstete die armen Frauen und meinte, dass er, wenn anders Gott ihm mit seiner Hülfe beistehe, noch nicht am Siege verzagen wolle.

Darauf nahm er Abschied von ihnen und begann sich weiter in der Burg umzusehen. Er sah einen schönen Palast da stehen, stieg auch mit seiner Begleiterin hinauf, fand aber Niemand oben. Da kam er an eine Treppe, die ihn in einen wunderschönen Garten hinabführte. Dort ruhte ein alter Ritter auf einem köstlichen Ruhebette, und rings umher blühten und dufteten die köstlichsten Blumen. Neben dem Alten, der sehr schön von Angesicht war, sass eine Frau, die seine Gattin zu sein schien und gleich ihm trotz ihrer hohen Jahre noch von wunderbarer Schönheit war. Vor ihnen sass ein liebliches Mägdelein, die den Beiden durch Erzählen oder Vorlesen gar anmuthig die Stunden kürzte.

Sobald sie die Fremden bemerkt hatten, ging die Frau mit ihrem Manne Herrn Iwein entgegen und begrüßte ihn höflich, die Jungfrau aber entwaffnete den Gast und kleidete ihn mit einem sammtenen Mäntelein und führte ihn auf einen schönen Rasensitz im Baumgarten. Wenn irgend ein Weib ihm das Andenken an seine geliebte Laudine hätte aus dem Herzen bringen können, so hätte es dieses engel-schöne Mägdelein gekonnt.

Es war wohl ein schöner Anblick, das jugendschöne blühende Paar hier und die beiden Alten in ihrer Milde und Freundlichkeit dort! Da es jedoch schon spät war, erhoben sie sich und gingen zum Essen, und da sie annahmen,

dass die Gäste müde wären, wiesen sie ihnen bald ihr Schlafzimmer an.

Iwein dachte, wenn das so fortgeht, so begreife ich nicht, was man mir gesagt hat. Doch sollte er bald genug erfahren, was ihm noch Schlimmes bevorstand. Denn schon am folgenden Morgen sagte ihm sein Wirth, dass hier zwei Riesen haus'ten, und kein Gast, dürfe von der Burg gehen, ohne den Kampf mit ihnen aufzunehmen; wer sie aber alle beide besiege, dem wolle er, der Wirth, sein einziges Töchterlein zum Weibe geben, so lange aber die Riesen unbesiegt wären, müsse das gute Kind ledig bleiben.

Iwein versicherte, dass er um diesen Lohn den Kampf nicht aufnehmen könne, wie lieblich auch das schöne Kind sei, und dass er es für vermessen halte, als einzelner Mann mit zwei Riesen zu streiten. Als ihm jedoch sein Wirth Feigheit vorwarf, war er sogleich bereit zu streiten, waffnete sich und schickte nach seinem Rosse. Alsbald kamen auch die beiden Riesen, ganz gerüstet und in den Händen gewaltige Keulen tragend. Als sie aber den Löwen auf dem Schlachtplane sahen, der vor Grimm die Tatzen streckte und wüthend die Erde krazte, verlangten sie, dass Iwein das wilde Thier von sich thue, und wollten sich nicht eher in einen Kampf mit ihm einlassen, als bis er den Löwen wirklich in einen Stall eingeschlossen hatte. Doch konnte das treue Thier durch eine Spalte der Wand dem Kampfe seines Herrn zuschauen, der nun wirklich begann.

Nie ist ein Kampf ungleicher gewesen, als dieser des einzelnen Ritters gegen die zwei Riesen, die ihn zu gleicher Zeit anfielen. Iweins Schild war bald von ihren Keulenschlägen zertrümmert, schon zersprangen ihm Helm und Panzerringe, und trotz seiner wohlgezielten Schwerthiebe wäre er unrettbar verloren gewesen, wenn nicht der treue Löwe, der die Noth seines Herrn sah, das Holz zerbiß und zerkratzt und sich einen Ausweg durch die Wand erzwungen hätte.

Kaum war das wüthende Thier draussen, so sprang es dem einen Riesen auf den Rücken und warf ihn zu Bo-

den. Der andere Riese liess sofort von Iwein ab und wandte sich gegen den Löwen. Aber das sollte ihm wenig frommen, denn den vereinten Angriffen Iweins und des Löwen gelang es, auch den zweiten Riesen zu besiegen und zu tödten. Der andere lebte zwar noch, war aber so kraftlos, dass er sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade ergeben musste.

Als Iwein also den Sieg gewonnen hatte, bot ihm der Wirth seine Tochter und sein Land an; aber Iwein sagte, dass die Liebe zu einem andern Weibe schon sein ganzes Herz erfüllt habe, und wie sehr auch der gute Wirth zürnte, dass er seine Tochter erfolglos angeboten habe: er konnte doch gegen solche Treue nichts einwenden. Iwein aber bat ihn, die armen gefangenen Frauen frei zu geben, und der Wirth, der diess Verlangen billig fand, versprach es unter der Bedingung, dass Iwein noch bis zum siebenten Tage sein Gast bleibe, auf dass die armen Frauen sich bis dahin wieder erholten und dass man genug Rosse für ihre Abreise beschaffen könnte.

Als die Frist abgelaufen war, waren die armen Arbeiterinnen wieder wie die schönsten Frauen anzusehen. Da nahm Herr Iwein Abschied, geleitete die Befreiten bis dahin, wo sie ihm sicher zu sein schienen, und ritt dann mit seiner Begleiterin auf die Burg, wo die jüngere Tochter des Grafen vom schwarzen Dorne war, deren Kämpfer zu werden er versprochen hatte.

Da die verabredete Zeit nahe war, machte er sich sofort auf, mit der hocheifreuten Jungfrau an den Hof des Königs Artus zu ziehen. Der Tag des Kampfes kam. Gawein erschien in fremder Rüstung, so dass Niemand ihn kannte, und auch Iwein wurde von Niemand erkannt, selbst als Löwenritter nicht, da er den Löwen absichtlich zurückgelassen hatte.

Noch einmal versuchte König Artus bei der älteren Schwester zur Sühne zu reden, jedoch umsonst, und es begann ein Kampf, wie er seit Menschengedenken nicht gesehen worden war. Denn beide Kämpfer waren sich an Kraft, an Muth, an Gewandtheit und ritterlicher Schönheit

völlig gleich, und keiner konnte den andern überwinden. Hätten sie ahnen können, wie lieb sie einander wären, sie hätten wohl einen Theil der furchtbaren Schläge gespart, die sie sich gegenseitig austheilten. Aber da sie sich nicht erkannten, kämpften sie vom Morgen bis zum Mittag, und obgleich ihre Panzerringe bluteten, war doch an eine Entscheidung des Kampfes nicht zu denken. Aber müde waren alle beide, darum verabredeten sie eine kurze Rast, ruhten eine Weile aus und begannen dann von Neuem den Kampf und schlugen so furchtbar auf einander los, dass alle Welt für ihr Leben zitterte und der König selbst daran dachte, die unvergleichlichen Streiter aus einander zu bringen. Er versuchte nochmals die ältere Schwester zur Nachgiebigkeit zu bringen, aber es half ihm auch diessmal Nichts.

Als aber die jüngere Schwester das furchtbare Leid sah, das die Ritter sich um ihretwillen anthaten, und als sie merkte, dass Niemand die kühnen Streiter scheiden wollte, da folgte sie der Regung ihres sanften, gutmüthigen Herzens, und mit thränenden Augen aber mit lachendem Munde ging sie zu ihrer Schwester und sagte: „Nimm du nur das ganze Erbe hin und behalte das Land wie den Sieg für dich, denn ich kann nicht zugeben, dass ein so herrlicher Ritter in meinem Namen Leib oder Ehre verliere.“

Als das bekannt wurde, priesen Alle, die es hörten, das gute Herz der jüngeren Schwester, und sie baten den König, in die ältere zu dringen, dass sie der guten Schwester doch ein Dritttheil, oder wie viel ihr selbst genug dünkte, von ihrem Erbtheil geben sollte. Aber der König zürnte der älteren wegen ihrer Unbeugsamkeit und wollte nicht noch einmal umsonst bitten. Die guten Ritter aber kämpften fort, bis der Abend kam und die Dämmerung sie zwang aufzuhören.

Da sagte Iwein: „Der Kampf ruht bis auf Weiteres; und nun rede ich wie mirs ums Herz ist. Ich habe bis jetzt immer den lichten Tag geliebt und meine ganze Freude an ihm gehabt, aber Ihr, edler Ritter, habt meinen Sinn umgewandelt, und da der Tag mir fast Alles genommen

hat, was ich an Ehren je errungen habe, so soll mir von nun an die Nacht gottwillkommen heissen. Hättet Ihr mir noch drei Schläge zugegeben, so hättet Ihr den Sieg und ich den Tod. Aber die Nacht hat mich gerettet, für heute wenigstens. Wie's morgen wird, weiss Gott. Aber das muss ich sagen, dass ich noch nie mit einem Manne gekämpft habe, den ich so gerne kennen möchte, wie Euch. Nennt mir Euren Namen, lieber Herr, Ihr könnt es wahrlich mit Ehren thun."

Aehnlich sprach sich auch Gawein aus, nur dass er behauptete, wenn er nur noch zwei Schläge erhalten hätte, so wäre er sicherlich unterlegen. Seinen Namen wolle er gern nennen: er heisse Gawein.

Sobald Iwein das gehört hatte, hielt er nicht länger an sich, sondern nannte auch seinen Namen, und alsbald warfen die beiden guten Ritter die Schwerter bei Seite und umarmten sich und küssten sich, zum grossen Staunen Aller, die es sahen.

Gawein lös'te dem Könige das Räthsel, indem er sich ihm selbst als seinen Neffen zu erkennen gab und auch seinen guten Freund Iwein nannte. Uebrigens, sagte Gawein, sei er der Besiegte, und die jüngere Schwester habe in dem Streite gewonnen. Dem widersprach zwar Iwein, dem solche Ehre zu gross dünkte; aber Gawein bestand auf seinem Worte, und der Streit der beiden Schwestern wurde durch Artus dahin entschieden, dass das Erbtheil zwischen beiden nach dem Rechte getheilt wurde.

Als nun Gawein und Iwein sich entwaffneten, um der Ruhe zu pflegen, kam plötzlich Iweins treuer Löwe, der seiner Haft entronnen war, zum grossen Schrecken der Leute über das Feld daher gelaufen, aber Iwein beruhigte die Zagenden bald und rief das treue Thier zu sich, das sich voller Freuden an den wiedergefundenen Herrn schmiegte. Als Gawein daran erkannte, dass sein Freund Iwein der weltberühmte Löwenritter sei, war seine Freude doppelt gross, und es reute ihn nun um so weniger, dass er ihm den Sieg zugestanden hatte.

8. Iwein kehrt an den Brunnen zurück und wird durch Luneten mit Laudinen versöhnt.

Als nun Iwein durch die gute Pflege am Hofe des Königs wieder vollkommen hergestellt und von seinen Wunden genesen war, ergriff ihn der Schmerz der Liebesehnsucht von Neuem mit ganzer Gewalt. Und in der Noth seiner Trauer dachte er: „Ich weiss mir die Liebe meiner Herrin nicht anders wieder zu erringen, als dadurch, dass ich an ihren Brunnen gehe und ihn fort und fort begiesse. Was auch kommen möge, neue Freude oder neues Leid, es muss sich endlich doch entscheiden!“

In dieser Absicht stahl er sich heimlich mit seinem Löwen fort, kam an den Brunnen und begoss ihn fort und fort aus dem Becken, so dass der Sturm nicht aufhörte und alle Leute des Landes jammerten und seufzten über das unselige Missgeschick, dem sie verfallen wären.

Als nun das fortwährende Unwetter die Wälder entwurzelte, und das Land in Verzweiflung war, da sprach Lunete die kluge Magd zu ihrer Herrin: „Frau Laudine, wenn Ihr nicht den Ritter mit dem Löwen, der den Riesen Harpin getödtet und mich vom Scheiterhaufen errettet hat, zu Eurem Beistande gewinnt, so seid Ihr und Euer ganzes Land verloren.“ „So hilf mir, dass er herkommt.“ „Von Herzen gern“, sagte Lunete, „aber ich weiss, er kommt nur unter einer Bedingung, die er immer stellt, wenn er um Hülfe angegangen wird. Er hilft nur dem, der ihm verspricht, nach vollbrachtem Streit ihm nach Kräften wieder zur Gunst seiner ihm ungnädigen Herrin zu verhelfen. Wollt Ihr das auch versprechen?“ „Er soll meine Hand darauf empfangen“, sagte Laudine, „dass ich alle meine Sinne darauf wenden will und Gut und Leben, dass seine Herrin den Zorn aufgibt und ihm wieder gnädig und hold wird.“

Als Laudine das auf Lunetens Wunsch feierlich beschworen hatte, ging Lunete aus der Burg, um Herrn Iwein zu suchen. Sie ahnte nicht, dass er es war, der den Brunnen begoss. Doch erkannte sie ihn sofort, als sie ihn mit seinem Löwen da sitzen sah.

Sie grüsste ihn herzlich, gab ihm guten Trost und bat ihn, ihr auf die Burg und zu ihrer Herrin zu folgen, die ihn unter keinem andern Namen als dem des Ritters mit dem Löwen kannte.

Wie ein Träumender machte sich Iwein auf und folgte der guten Lunete. Niemand begegnete ihnen, das Schloss war wie ausgestorben, Frau Laudine aber war einsam in ihrem Zimmer und betete. Lunete ging zu ihr und meldete die Ankunft des Ritters mit dem Löwen. Mit Freuden vernahm das Laudine und befahl ihn zu ihr zu führen.

Da führte Lunete den Löwenritter hinein, und Iwein lag zu den Füßen seiner geliebten Laudine.

„Heisset den Ritter aufstehen“, sagte Lunete, „und löset Euren Eid, Frau Laudine. Die Herrin, die ihm ungnädig ist und zu deren Gunst Ihr geschworen habt ihm wieder zu verhelfen, seid Ihr selbst, und dieser Ritter ist kein anderer als Herr Iwein Euer Gatte.“

Da erschrak Laudine und meinte, sie hätte das Wetter lieber weiter ertragen wollen, als dem ihre Verzeihung gewähren, der sich so wenig um sie gekümmert habe, aber Lunetens List und ihr eigener Eid hätten sie gefangen, und so müsse sie freilich, wohl oder übel, ihren Zorn aufgeben.

Als Iwein das hörte, erhob er sich freudig und versicherte seine tiefe Reue und versprach, ihre Huld nie wieder durch Leichtsinn verscherzen zu wollen, wenn sie ihm anders ihre Huld wirklich wieder zuwenden wollte.

„Ich habe es geschworen“, sagte Laudine, „und ich werde den Eid halten.“

„Dann ist diess der schönste Tag und soll stets meiner Freuden Feiertag bleiben“, sagte Iwein, und wollte die theure Herrin umarmen.

„Nein“, sagte Laudine, lass auch mich erst deine Verzeihung erhalten. Denn ich weiss wohl, du armer lieber Mann, dass ich es gewesen bin, die dich in so viel Herzeleid gebracht hat, dass ich mein Lebenlang dafür büssen müsste, wenn ich Alles wieder gut machen wollte.“

Und mit diesen Worten fiel sie ihm zu Füßen, um seine Verzeihung zu erflehen, Iwein aber hob sie auf und zog sie an sein Herz. Und Lunete sah mit Freuden, dass ihr Werk zu gutem Ende geführt sei, als die versöhnten Gatten sich in inniger Liebe umschlungen hielten.

III.

Erklärung der Sage.

I. Der Wald Brezillan. Der Waldmensch. Der Brunnen und die Linde. Das Gatterthor und die goldenen Wände der Burg.

Diess ist der wesentliche Inhalt des Gedichtes Hartmanns von der Aue. Man sieht leicht, dass darin verschiedene Abenteuer an einander gereiht sind, die nur durch die Person Iweins einigermaßen zusammengehalten werden. Das Hauptabenteuer ist offenbar das mit dem Brunnen unter der Linde, und so hat auch das entsprechende walisische Mabinogi in der Mittheilung der Lady Guest ¹⁾ den Titel: „Die Dame vom Brunnen“ oder „Die Dame von der Quelle.“ Mit ihm werden wir uns also hauptsächlich zu beschäftigen haben.

Wenn die keltische Iweinsage in ähnlicher Weise gedeutet werden soll wie die deutsche Siegfrieds- oder die griechische Odysseussage, so müssen wir in Laudinen die schöne Erdgöttin erblicken können, die während des Winters in der Unterwelt weilt und im Frühjahr vom schönen Frühlingsgott durch Ueberwindung feindlicher Winterdämonen erworben wird.

Sehen wir uns darauf hin zunächst die Lokalität an. Iwein muss, bevor er zum Brunnen gelangt, durch den Wald Brezilian (**Broch-allean**) d. h. durch den Wald der Einsamkeit. Wir dürfen darin, glaube ich, eine ähnliche Bezeichnung der gänzlichen Abgeschlossenheit von der Men-

1) The Mabinogion from the Leyfr coch o Hergest. Llandoverly 1838 — 1840. Vgl. die Arthursage und die Mährchen des rothen Buchs von Hergest. Herausgegeben von San-Marte (A. Schulz). Quedlinburg 1842.

schenwelt finden, wie in dem griechischen: jenseits der Säulen des Herkules, oder im Atlantischen Meere oder im fernsten Westen gelegen, alles Ausdrücke, wodurch, wie ich in der angeführten Abhandlung glaube nachgewiesen zu haben, die andere ²⁾ d. h. die unterirdische Welt bezeichnet wird. Iwein trifft in dem Walde mit dem wilden Manne, der die Thiere hütet, zusammen. Ich vermuthete, dass er in dem ursprünglichen Mythos mit dem riesigen Waldmenschen einen harten Kampf hat bestehen müssen und durch seinen Sieg sich zum Herrn der Heerde gemacht hat. Die Heerde aber bestand wahrscheinlich ursprünglich nicht aus wilden Waldungeheuern, sondern aus nützlichen Thieren ³⁾, in denen dann ebenso wie in dem Heerdenreichthum des Odysseus der während des Winters in der Unterwelt geborgene reiche Segen der Erde symbolisiert wäre, und das ganze Abenteuer mit dem „Heegemeister des Waldes“, wie ihn das Mabinogi nennt, liesse sich dann am einfachsten mit dem kyklopischen des Odysseus vergleichen.

Sind wir bis hierher auf blosse Vermuthung angewiesen, so ist im Folgenden die Bezeichnung der unterweltlichen Natur desto deutlicher. Dahin gehört zuerst der Brunnen und die Linde. Wir haben in dieser den keltischen Welt- oder Lebensbaum vor uns, der bei den nordischen Völkern die Esche Yggdrasil, bei den Griechen die Schwarzpappel oder auch der Oelbaum ist, und über den ich a. a. O. ausführlich gesprochen habe. Er tritt in den verschiedensten Sagen der Völker fast immer in Verbindung mit der Quelle auf, er bezeichnet den Inbegriff alles wachsenden sprossenden Lebens und ist nirgends grossartiger dargestellt als in der nordischen Sage, die die Weltesche Yggdrasil aus der Unterwelt durch die Oberwelt in den Himmel emporwachsen lässt. An der mythischen Bedeutung der Linde in der Iweinsage kann Niemand zweifeln, der Hartmanns Beschreibung derselben mit Aufmerksamkeit liest: „kalt unde vil reine ist derselbe brunne: in rüeret regen

2) τῆν ἐρίαν γῆν nannte sie der Scholiast.

3) Das Mabinogi erwähnt wenigstens Hirsche neben den Ungeheuern.

noch sunne, nochn trüebent in die winde. des schirmet im ein linde, daz nie man schoener gesach: diu ist sin schate und sin dach. si ist breit hoch und alsô die daz regen noch der sunnenblic niemer dar durch kumt: ir schadet der winter noch envrunt an ir schoene niht ein hâr, sine stê geloubet durch daz jâr. (Hartm. Iwein 568 — 580).

Das sind fast dieselben Ausdrücke, mit denen in der Odyssee das Lager des Ebers in der Waldschlucht des Parnesos und der Ort unter dem Oelbaum auf Scheria beschrieben werden ⁴⁾, die beide nach meiner Darlegung die Unterwelt bedeuten.

Dass die wunderbare Linde das ganze Jahr hindurch grün und belaubt bleibt, bezeichnet den der Vergänglichkeit enthobenen Pflanzensegen der Erde, und die Vögel singen in ihren Zweigen, weil während des Winters mit der Sommergrüne zugleich auch der Sommersang unter die Erde gesunken ist: eine Vorstellung, die der nordische wie der griechische Mythos in sinniger Weise ausgebildet hat.

Wie geläufig aber dem keltischen Alterthum die Vorstellung einer schönen unterirdischen Welt gleich der Griechischen Atlantis oder den Inseln der Seligen gewesen sei, beweist vor Allem die Irische Vorstellung von dem Reiche der Elfen ⁵⁾. Unter andern erzählen die Irländer: „Unter dem Wasser liegt ein Land, so gut wie oben, wo die Sonne scheint, Wiesen grünen, Bäume blühen, Felder und Wälder abwechseln, Städte und Paläste, nur viel prächtiger und glänzender sich erheben, und das von glücklichen Elfen bewohnt wird. Hat man in dem rechten Augenblick an den Ufern des Sees die rechte Stelle gefunden, so kann man alle diese Herrlichkeiten mit Augen schauen. Einige,

4) οὐτε μιν ἥλιος φαίδων ἀκτίων ἔβullen,
οὐτ' ὄμβρος περᾶσσι διαμπερές.

5) Irische Elfenmärchen gesammelt von den Brüdern Grimm. Leipzig 1826. Vgl. San-Marte (A. Schulz) Beiträge zur bretonischen und celtisch - germanischen Heldensage p. 103 f.

die ins Wasser gefallen, und ohne Schaden zu nehmen dort angelangt sind, haben bei ihrer Heimkehr Bericht abgestattet. Diese Unterwelt heisst das Land der Jugend, weil die Zeit dort keine Macht hat, Niemand altert, und wer viele Jahre da unten gewesen ist, dem hat es nur einen Augenblick gedäucht. An gewissen Tagen bei aufgehender Sonne erscheinen diese Elfen auf der Oberfläche des Wassers, in grösster Pracht und in allen Farben des Regenbogens schillernd. Mit Musik und Tanz, in ungezügelter Lust ziehen sie einen bestimmten Weg auf dem Wasser dahin, das unter ihren Füßen so wenig weicht, als die feste Erde unter den Tritten der Menschen, bis sie endlich im Nebel wieder verschwinden." In Wales nimmt man zwei Arten von Feen an, eine freundliche: die **Tylwyth-Teg** (die schöne Familie) und eine muthwillig boshafte: die **Ellyllon**. „Die Tylwyth-Teg haben noch jetzt ihren Aufenthalt in einem See am Fusse eines Berges an der Grenze von Brecknockshire. Sonst war mitten in den Felsen, die den See umgeben, eine Thür, die sich am ersten Mai öffnete. Wer seine Neugier befriedigen wollte, und den Muth hatte, in die Thür zu treten, kam durch einen dunklen Gang auf eine kleine Insel im See, wo ein Garten voll der schönsten Früchte und Blumen war, in welchem die Tylwyth-Teg ihrem Gaste Blumen und Früchte anboten, herrliche Musik machten, manche Geheimnisse der Zukunft offenbarten, und ihn einluden, so lange zu bleiben als er wolle. Doch durfte nichts, was die Insel hervorbringt, aus ihr hinweggetragen werden. Als daher einer der Gäste die Blumen, die er empfangen hatte, in seiner Tasche verborgen hielt, um sie mitzunehmen, verschwand sie ihm am Ausgange aus dem dunklen Gange, und der Dieb verlor den Verstand. Seitdem schlossen die Elfen die Thür, und die Insel selbst sieht man vom Ufer aus nicht mehr, sondern man bemerkt nur einen starken Nebel auf der Mitte des Wassers, Seit der Zeit hat auch, wie man erzählt, die Walliser stets Unglück verfolgt." *)

6) San - Marte Beiträge p. 104.

Wie diese Sagen sich leicht mit den griechischen Vorstellungen von den Inseln der Seligen, von der Atlantis von den Gärten des Alkinous u. s. w. vergleichen lassen, so berühren sie sich vielfältig mit dem deutschen Volksglauben, wie er in zahlreichen Märchen und Sagen von versunkenen Seestädten, von verzauberten Schlössern und unterirdischen Wundern noch nachklingt. Selbst in dem kindlichen Volksglauben, dass die neugeborenen Kindlein aus dem Wasser (einem See oder einem Teiche) geholt werden, dürfen wir, glaube ich, noch einen Nachklang jener uralten Vorstellung vom „Lande der Jugend“, wie es die Iren nennen, finden, gleichwie in den Märchen vom Jungbrunnen noch eine Erinnerung an den mit dem Lebensbaum eng verbundenen Lebensborn erhalten ist.

Gern würde ich auch über das goldne Becken am Brunnen, das an den Kessel der Ceridwen (der keltischen Demeter) erinnern kann, und über das durch das Wassergiessen bewirkte Unwetter reden, das an die Wettermacher des Nordens anklingt, aber ich würde dadurch in eine lange Reihe von Untersuchungen gerathen, die in den engen Grenzen dieser Abhandlung nicht zu Ende geführt werden können. 7)

Die zweite entschiedene Bezeichnung der unterweltlichen Natur finde ich in dem Gatterthor, welches das Ross Iweins, als er dem verwundeten Burgherrn nachsetzt, in zwei Hälften zerschneidet. Es steht durchaus dem Gatterthore der Hel, der nordischen Todtengöttin gleich, und ist aus derselben Anschauung hervorgegangen, die in dem Griechischen Mythos die Symplegaden oder das zusammenschlagende Felsenthor geschaffen hat. Wer ungerufen oder gar in feindseliger Absicht in die Unterwelt eindringen will, den zerschmettert das furchtbare Fallthor, und nur ein Wunder kann den retten, der auserwählt ist, lebendig in den Sitz der Seligen zu dringen.

7) Vgl. jedoch San - Marte Arthursage p. 153 ff. und J. Grimm Mythologie p. 335 ff.

Endlich gehören hierher die goldbemalten Wände im Innern der Burg, von denen das Mabinogi ⁸⁾ noch ausführlicher spricht als Hartmann. Sie lassen sich mit den goldenen Blumen auf den Inseln der Seligen, mit den goldenen Äpfeln der Hesperiden, mit dem goldenen Vliese und noch mehr mit dem Goldreichtum im Palaste des Alkinoos vergleichen, über den ich in der angeführten Abhandlung des Breiteren gesprochen habe. Wir haben darin gleichfalls eine Symbolisierung des unter die Erde gesunkenen und dort aufbewahrten Segens der Natur zu sehen, wie ja auch in deutschen Märcen nicht selten der Zug vorkommt, dass Alles, was aus den Tiefen verzauberter Schlösser d. h. aus der Unterwelt mit heraufgenommen wird, auch wenn es unten die unscheinbarste Gestalt z. B. von Kohlen oder Hobelspänen gehabt hat, sich oben als pures Gold erweist.

2. Askalon. Lunetens Ring. Laudinens Ring.

Dürfen wir jetzt schon etwas zuversichtlicher behaupten, dass Laudine ⁹⁾, die Herrin dieser unterweltlichen Burg, die schöne Erdgöttin sei, so werden wir auch annehmen müssen, dass ihr Verhältniss zu Askalon ursprünglich ein anderes gewesen sei, als wir es bei Hartmann finden. Das Mabinogi nennt ihn den schwarzen Ritter ¹⁰⁾ und bezeichnet schon durch diesen Namen seinen Gegensatz zu Iwein ¹¹⁾, dem lichten Frühlingsgott, der nach seiner eigenen Aussage den lichten Tag immer über Alles geliebt hat ¹²⁾.

8) San - Marte Arthursage p. 110.

9) Das Mabinogi nennt sie nur die Gräfin von der Quelle, Jarles y Hynnawn; in der englischen Version heisst sie Alundyne, die Tochter des Herzogs von Landuit.

10) In der engl. Bearbeitung heisst er Salados the rouse, in der französischen Elcadoc le rous, welchen Namen Lady Guest mit dem wälschen Cadoc oder Cattwg zusammenstellt. In Albrechts Titurel heisst er Astilone von Precilie (Brezilian).

11) wälsch Owain.

12) Hartm. Iwein 7381 ff.:

ich minnet ie von minner maht
den lichten tac vür die naht:

Das *Mabnogi* verweilt ferner nicht lange bei der Zwischenzeit von der Ermordung des Gatten bis zur Vermählung mit dem Mörder desselben, während *Hartmann* bekanntlich alle Mittel seiner Kunst aufbietet, um die sittliche Rohheit, die in dieser Vermählung zu liegen scheint, zu mildern und den Uebergang psychologisch zu motivieren. *Gervinus*, *Vilmar* und mit ihnen fast jeder, der die keltisch-bretonischen Stoffe besprochen hat, haben mit grosser Entrüstung von dieser sittlichen Rohheit geredet, die sich fast in jedem *Artusromane* finde, und die fast gar keinen Anstoss daran nehme, wenn die Witwe des Mannes, die Tochter des Vaters, oder die Schwester des Bruders Mörder ohne weiteres Bedenken zum Manne nimmt. Wer sollte ihnen nicht beistimmen, wenn sie sagen, dass durch dergleichen Scenen unser sittliches Gefühl im Innersten verletzt werde? Aber ich fürchte dennoch, dass sie ungerecht sind, wenn sie darauf hin die gesamte sittliche Anlage der keltischen Nationalität verurtheilen und wenn sie zum Theil behaupten, dass die Phantasie der Kelten von Hause aus eine wüste, unfreie und unzuchtige gewesen sei. Der einzige kulturhistorische Schluss, den wir aus der Natur jener Stoffe ziehen dürfen, ist, so viel ich sehe, der, dass die Kelten durch äussere Verhältnisse verhindert sind, ihse Naturmythen in gleicher Weise zu vergeistigen und auf das Gebiet des Ethischen hinüberzuführen, wie das den Griechen und Germanen vergönnt gewesen ist. Denn auch den griechischen und germanischen Naturmythen fehlt es keinesweges an verletzenden Rohheiten, die man gleichfalls als unsittlich verurtheilen könnte, wenn man nicht den Massstab des Sittlichen als einen gänzlich fremdartigen und ungehörigen von der Beurtheilung derartiger Sagenstoffe zurückweisen müsste. Diese Sa-

dá lac vil miner vreuden an,
 und vreut noch wlp unde man,
 der tac ist vroelich unde clár,
 diu naht trüebe unde swár,
 wand si diu herze trüebet,
 sô der tac üebet
 manheit unde wâfen,
 sô wil diu naht slâfen.

gen sind so wenig unsittlich, als die Natur und ihre Mächte, die sie zu ihrer Voraussetzung haben.

Doch kehren wir zu Askalon, dem schwarzen Ritter, zurück. Ich sehe in ihm den finstern winterlichen Dämon, dessen widerwillige Braut oder Gattin Laudine solange sein muss, bis der lichte Frühlingsgott ihn erlegt und sich zum rechtmässigen Gemahl der schönen Erdgöttin macht. Halten wir diess fest, so werden wir uns nicht mehr verletzt fühlen, wenn Laudine den Tod des finstern Herrn, dem sie nur wider Willen angehört hat, so bald verschmerzt, und dem freundlichen Frühlingsgotte, der sie von ihrem Dränger befreit hat, mit Freuden ihre Hand reicht. In ganz ähnlicher Weise ist auch in der griechischen Göttersage Demeter, „die anmuthreiche Gemahlin des Himmelsgottes, deren segensschwangerer Schooss das holde Kind Kora gebiert, zugleich eine grause, unwillige Braut feindseliger Gottheiten.“¹³⁾ Ursprünglich fallen beide Seiten, die finstere wie die lichte, die furchtbare wie die freundliche, die Nacht- und Tagseite der Natur zusammen, wie ja Winter und Sommer nur zwei verschiedene, der Zeit nach auf einander folgende Manifestationen der Einen Natur sind; und so sind in dem germanisch-nordischen Mythos, wie Wilhelm Müller in der angeführten Abhandlung sehr schön nachgewiesen hat, Sigurd und Fáfnir, so gut wie Brynhild und Kriemhild, ursprünglich identisch. Eine Erinnerung daran ist in den deutschen Märchen erhalten, die den Drachen z. B. alle sieben Jahre die Gestalt eines schönen Jünglings annehmen lassen, die er, wenn der Zauber von ihm gewichen ist, für immer wieder erhalten soll, und ganz so nimmt auch in unserm Gedichte Iwein während der Zeit seines Unglücks und seiner Trennung von Laudinen die Gestalt eines schwarzen Waldmenschen d. h. des Wesens an, welches seiner freundlichen Lichtseite entgegengesetzt ist. Die individualisierende Phantasie trennte aber, indem sie den Mythos weiter bildete, das ursprünglich Zusammengehörende und schuf aus den zwei Seiten der Einen Natur dualistisch zwei Naturen oder zwei Persönlichkeiten.

¹³⁾ O. Müller, Aesch. Eumen. p. 169.

Wollten wir von dieser mythenbildenden Phantasie Consequenz verlangen, so müsste also der schwarze Ritter Askalon, nachdem er einmal von Iwein getödtet ist, in jedem Winter wieder aufleben und in jedem Frühling aufs Neue von Iwein getödtet werden. Aber zu solcher Consequenz kommt der Mythos selten, und ich wüsste kaum ein zweites gleichtreffendes Beispiel derselben zu nennen, als den alljährlich am ersten Mai sich erneuenden Zweikampf, den Gwyn ab Nudd, der Feenkönig und Gwythir um Creiddylad, die Tochter des Lludd Llaw Ereint (Shakespeare's Cordelia, die ursprünglich nichts Geringeres ist als eine keltische Proserpina) auskämpfen müssen ¹⁴).

Als Iwein den schwarzen Ritter getödtet hat und in der Burg zwischen den beiden Thoren eingeschlossen ist, rettet ihn die kluge Lunete ¹⁵), indem sie ihm den unsichtbar machenden Ring gibt. In Luneten haben wir ohne Zweifel eine freundliche Lichtgöttin zu sehen, die in der Iweinsage eine ähnliche Rolle spielt, wie etwa in der Odysseussage die rettende Ino - Leukothea, und ihr Ring vergleicht sich sehr einfach mit Siegfrieds Nebelkappe einerseits, wie andererseits mit dem bergenden Nebel, den Athene auf Scheria um ihren Schützling Odysseus ausgiesst.

Lunete ist es auch, die Iweins und Laudinens Vermählung vermittelt. Es ist eine kurze Zeit der Freude, während welcher der schöne Frühlingsgott an der Seite der schönen Erdgöttin lebt, so dass man versucht ist, anzunehmen, in Iwein sei kaum der ganze Frühling, sondern nur ein Monat desselben, vielleicht der Mai, personificirt. Völligen Aufschluss darüber würde nur eine genaue Erforschung der keltischen Mythologie und der damit, wie ich nicht zweifle, aufs engste verwachsenen Arthursage bringen können.

Gawein ¹⁶), der treue Freund Iweins, in dem wir ohne Zweifel eine dem Wesen Iweins nah verwandte freund-

14) San - Marte Beiträge p. 66.

15) wälsch Luned.

16) wälsch Gwalchmai; bei Wolfram heisst er Gawain.

liche Naturgottheit anzunehmen haben ¹⁷⁾, beredet den Neuvermählten, mit ihm an den Hof des Königs zu gehen und dort in ritterlichen Künsten seine Kraft zu üben. Laudine gibt, wenngleich mit Schmerzen, dem blühenden Gemahle den erbetenen Urlaub und überreicht ihm, mit der Weisung binnen Jahresfrist zurückzukehren, einen köstlichen Ring mit den Worten: „unde lát ditz vingerlin ein geziuc der rede sin. ichn wart nie manne so holt dem ich ditz selbe golt wolte lihen ode gebn. er muoz wol deste baz lebn der ez treit und an siht. her Íwein, nune verlieset niht. sines steines kraft ist guot: er git gelücke und senften muot: er ist saelec der in treit.“ Die letzten Worte beweisen zur Genüge, was mit dem Ringe gemeint ist: er ist Zeichen und Inbegriff des reichen Segens, womit die schöne Erdgöttin ihren Gemahl den Frühlingsgott beschenkt, und Iwein ist, so lange er diesen Ring besitzt, gleich dem Siegfried der deutschen Sage, Herr des Hortes.

3. Iweins Wahnsinn und Heilung. Drache und Löwe. Harpin. Der Truchsess.

Im Geräusche der ritterlichen Freuden und Ehre hat Iwein die verabredete Frist versäumt, er hat die Gunst Laudinens verscherzt, und Lunete nimmt ihm den Ring, das Symbol der Fülle des Glückes und Segens, wieder ab. Der früher so reich gesegnete Frühlingsgott wird wieder arm, sobald seine Zeit um ist, sobald die Zeit des Winters kommt. Auf diese lässt sich nun auch sehr einfach sein Wahnsinn und sein Einsiedlerleben beziehen. Arm und nackt und nur mit den nothdürftigsten Waffen zur Erwerbung des Lebensunterhaltes ausgerüstet, flieht er in wildem Wahnsinn in den dichten Wald, dessen fast gänzliche Verlassenheit uns vermuthen lässt, dass es der Wald von Bre-

17) Dahin gehört sein Verhältniss zu Lunete und besonders der Zweikampf mit Iwein, den das Mabinogi, da es die Episode von den Töchtern des Grafen vom schwarzen Dorne nicht kennt, nach dem Kampfe Iweins mit Keie folgen lässt.

zilian sei. Seine Schönheit, seine ritterliche Gestalt, seine Weisheit und Feinheit — das Alles ist verloren: er wird zum wilden Waldmenschen und seine Farbe wird schwarz wie eines Mohren Leib ¹⁸⁾. Er nimmt somit die Gestalt und Farbe der ihm feindlichen Wesen, der winterlichen Dämonen an, wie wir sie oben in dem Waldmenschen, der die Heerde im Walde Brezilian hütet, und in dem schwarzen Ritter Askalon kennen gelernt haben: der milde-lichte Frühlingsgott wird im Winter selbst zum tollen Unholde, gleichwie die Natur, die während der schönen Jahreszeit so freundlichen Anblick gewährt, im Winter auch ein finsternes und abschreckendes Gewand anlegt.

Den langen und tiefen Schlaf, in den Iwein gefallen ist, als die Frau von Narison mit ihren Begleiterinnen durch den Wald reitet, vergleiche ich mit dem Schlaf des Odysseus unter dem Oelbaum auf Scheria und auf dem Phäakenschiffe während der Fahrt nach Ithaka: es ist der Winterschlaf des Frühlingsgottes, aus dem eine befreundete Gottheit, die ihm zugleich die Mittel zu seiner Wiederherstellung gibt, ihn erweckt. Diesen Dienst erweist dem Iwein die Frau von Narison ¹⁹⁾, indem sie den Wunderbalsam der Feimorgan hergibt, der ihn vom Wahnsinn heilt, und indem sie ihm durch ihre Pflege seine frühere Schönheit zurückgibt, gleichwie der vom Meerschlamme entstellte Odysseus durch das Bad und die Pflege der Nausikaa wieder zu neuer Kraft und Schönheit gelangt. Uebrigens ist es sehr bemerkenswerth, dass Iwein von der Frau von Narison an einer Narbe erkannt wird (sî nam an im war einer der wunden diu ze manegen stunden an im was wol erkant: Hartm. Iwein 3378 ff.), die sich mit Siegfrieds Achsel und mit der Narbe des Odysseus vergleichen lässt.

18) Im Mabinogi geht er auch mit den wilden Thieren auf ihren Weiden herum, so dass sie ganz vertraut mit ihm werden.

19) Im Mabinogi heisst sie nur die Gräfin, und sie erblickt den kranken Iwein in ihrem wunderschönen Garten, in den er sich verirrt hat.

Zum Dank befreit Iwein seine schöne Pflegerin von den Nachstellungen ihres Drängers, des Grafen Aliers ²⁰⁾; indem er ihn besiegt, ihrem Wunsche jedoch, bei ihr zu bleiben und ihr Gemahl zu werden, widersteht er.

Auch in der Frau von Narlson sehe ich eine freundliche tellurische Gottheit, wie in dem Grafen Aliers einen Dämon des Winters, so dass jene der Laudine und dieser dem schwarzen Ritter ziemlich gleich stehen, wie denn überhaupt diese ganze Episode fast nur eine Wiederholung des ersten Motivs zu sein scheint, in der ausser der Heilung Iweins wenig Neues ist.

In dem hierauf folgenden Abenteuer erscheint Iwein gleich dem deutschen Siegfried als Drachentödtter. Die mythische Bedeutung des Drachen als eines dem milden Walten freundlicher Naturgottheiten feindlichen Dämons ist aus der deutschen Sage bekannt genug, und es würde keinem Bedenken unterliegen, dieselbe Bedeutung auch für die Iweinsage in Anspruch zu nehmen, auch wenn der Drache nicht in andern keltischen Sagen — wie z. B. in der Tristansage — eine ähnliche Rolle spielte, wie in der deutschen. Iwein rettet durch die Erlegung des Drachen den Löwen, der von da an seines Retters unzertrennlicher Begleiter wird. Da der Löwe des Drachen Feind ist und Iwein selbst sich nach ihm den Ritter mit dem Löwen nennt, so liegt es nahe, in dem Löwen ein dem Lichtgotte heiliges Thier anzunehmen und ihm mithin eine ähnliche symbolische Bedeutung einzuräumen, wie sie dieses Thier in orientalischen Sagen unzweifelhaft hat; und da der Löwe in den gefährlichsten Kämpfen Iweins (gegen Harpin, gegen den Truchsess und seine Brüder und gegen die beiden Riesen) eigentlich die Entscheidung herbeiführt, um derentwillen Iwein weit und breit gerühmt wird, so möchte ich gern noch einen Schritt weiter gehen und die — immerhin kühne — Vermuthung aufstellen, dass in der ursprünglichen Sage Iwein und der Löwe identisch gewe-

20) Im Mabinogi „der junge Graf“, in der engl. Version der reiche Graf Sir Aliers, bei Chretien; Cuens Aliers.

sen seien, oder dass Iwein der keltische Lichtgott zu-
 weilen die Gestalt des Löwen habe annehmen können. Dar-
 auf führt mich vor allem die Scene in Hartmanns Gedicht,
 in welcher der treue Löwe sich in Iweins Schwert stür-
 zen will, als er glaubt, dass sein Herr gestorben ist.
 Schwerlich wird Jemand diese Scene von dem Vorwurf der
 Albernheit befreien können, sie gewinnt aber in dem Zu-
 sammenhange des Mythos einigen Sinn, wenn wir anneh-
 men, dass in ihr noch eine Erinnerung an die ursprüng-
 liche Identität des Löwen und Iweins nachklingt. In ähn-
 licher Weise konnte auch, wie ich in meinen Homerischen
 Forschungen gezeigt habe, Hermes - Odysseus die Gestalt
 des Widders annehmen.

Ueber das folgende Abenteuer: die Erlegung des Rie-
 sen Harpin ²¹⁾, können wir uns sehr kurz fassen. Wir wis-
 sen aus der deutschen, nordischen und griechischen Sage
 zur Genüge, dass der Riese die wilde, unbändige und zer-
 störende Gewalt der winterlichen Natur bedeutet; die Erle-
 gung des Riesen bezeichnet also eben so gut wie die Er-
 mordung des Drachen den sieghaften Frühlingsgott, der die
 wilden Naturkräfte erst bändigen muss, bevor seine wilde
 Herrschaft beginnen kann. Daraus folgt von selbst, dass
 die Familie des Burgherrn, die Harpin verfolgt, zu den dem
 Frühling befreundeten Lichtgottheiten gehört, wie denn auch
 der Burgherr, oder, wie er im Englischen Ywain heisst,
 der gute Ritter, eine Schwester Gawains zur Frau hat.
 Natürlich werden auch seine sechs Söhne, von denen der
 Riese bereits zwei getödtet hat, eine mythische Bedeutung
 gehabt haben, die ich nicht zu entziffern weiss, so nahe
 es auch liegt, ihre Zahl auf die sechs Sommermonate zu
 beziehen.

Nachdem Iwein den Riesen überwunden hat, rettet
 er die unschuldig angeklagte Lunete von der Gefahr des
 Feuertodes, indem er ihre Ankläger, den Truchsess und

21) Im Mabinogi „das riesige Ungeheuer im Gebirge“, in der engl.
 Version, Harpyns of Mountain, bei Chretien: Herpins de la
 monteigne.

seine beiden Brüder mit Hilfe²²⁾ des treuen Löwen siegreich überwindet. Ob die beiden Brüder dem Truchsess nur beigegeben sind, um die Gefahr des Kampfes für Iwein zu verstärken, oder ob sie der keltischen Vorliebe zur Dreizahl, die sich auch in der Frau von Narison und ihren beiden Begleiterinnen findet, ihr Dasein verdanken, lasse ich dahingestellt. Der Truchsess will Luneten auf den Scheiterhaufen bringen, weil er ihr von je die Gunst ihrer Herrin beneidet hat. Ich glaube jedoch annehmen zu dürfen, dass er in dem ursprünglichen Mythos noch ein anderes Motiv zu seinem Hasse gegen Luneten gehabt hat: die treue Magd steht ihm im Wege, er wünscht Laudinens Hand und Herrschaft, er will an Iweins Stelle treten und fühlt wohl, dass er diess nicht erreichen wird, so lange Lunete noch lebt. Ist diese Vermuthung richtig, so gewinnt der Kampf Iweins mit dem Truchsess eine ähnliche mythische Bedeutung, wie der frühere mit dem schwarzen Ritter, ja wir können gewissermassen sagen, dass der schwarze Ritter in der Person des Truchsess wieder neues Leben gewonnen habe. / Zugleich lässt sich dieser Truchsess dann einfach mit dem Truchsess in der Tristansage vergleichen, der den Drachen erschlagen zu haben behauptet und zum Lohne die Hand der schönen Isolde verlangt, bis der wahre Drachentödter Tristan erscheint und den Prahler entlarvt.

4. Die Töchter des Grafen vom schwarzen Dorne. die beiden Riesen. Die armen Arbeiterinnen. Die Versöhnung Iweins und Laudinens.

Die Episode von den beiden Töchtern des Grafen vom schwarzen Dorne kennt das Mabinogi nicht, da es den Zweikampf Gaweins und Iweins, der in Hartmanns Gedicht durch sie motiviert wird, schon in der Scene eintreten lässt, in welcher Artus mit seinen Rittern an den Brunnen zieht, um das von Kalogreant ²²⁾ erzählte Abenteuer

22) das Mabinogi nennt ihn Kynon, Sohn des Clydno.

kennen zu lernen. Wir können nicht zweifeln, dass auch diese Töchter des Grafen vom schwarzen Dorne eine mythische Bedeutung gehabt haben, doch lässt sich dieselbe nicht mehr völlig erkennen. Es liegt zwar nahe, in ihnen (wie in Kriemhild und Brunhild) die beiden Seiten der tellurischen Natur, die Erdgottheit des Sommers und die des Winters zu sehen, wozu der Umstand, dass schließlich das Erbe ihres Vaters zu gleichen Theilen an sie vertheilt wird, sehr gut stimmen würde, so wie auch das trotzige, unbeugsame Wesen der älteren Schwester sich leicht auf die winterliche, wie umgekehrt die freundliche Gutherzigkeit der jüngeren auf die sommerliche Natur deuten lässt; aber dem scheint doch entgegenzustehen, dass Gawein für die ältere Schwester kämpft. Ist Gawein gleich Iwein, wie wir angenommen haben, wirklich eine freundliche Lichtgottheit, so kann er füglich nicht für eine winterliche Göttin in die Schranken treten.

Die andere Episode hingegen, in welcher Iwein die beiden Riesen besiegt und dadurch die dreihundert armen Arbeiterinnen befreit, kennt das Mabinogi, wenngleich in sehr verkürzter Gestalt ²³⁾, aber es rückt dasselbe sehr unzweckmässig an eine ganz falsche Stelle, nämlich in die Zeit nach der Versöhnung Iweins mit Laudinen.

In den beiden Riesen sehen wir begreiflicher Weise wieder winterliche Dämonen, in deren Haft nicht allein die armen Frauen sind, sondern auch die schöne Tochter des alten Burgherrn, in so fern sie so lange ledig bleiben muss, als die beiden Ungeheuer unbesiegt sind. Sobald sie der sieghafte Frühlingsgott überwunden hat, erhalten die armen Arbeiterinnen ihr Freiheit, und die schöne Jungfrau darf sich vermählen.

Betrachten wir zuerst die dreihundert armen Arbeiterinnen. Sie sitzen in einem ärmlichen Werkhause: „die

23) Statt der zwei Riesen hat es einen „wilden schwarzen Mann“, statt der dreihundert Arbeiterinnen vierundzwanzig Grafentöchter; die schöne Schilderung von dem alten Burgherrn mit seiner Frau und Tochter fehlt ganz.

armen heten oueh den sin daz gnuoge worhten under in swaz iemen wurken solde von siden und von golde. gnuoge worhten an der rame: der werc was aber âne schame, und die des niene kunden, die lâsen, dise wunden, disiu blou, disiu dahs, disiu hachelte vlahs, dise spunnen, dise nâten; und wâren doch unberâten: in galt ir arbeit niht mê wan daz in allen ziten wê von hunger und von durste was." (Hartm. Iw. 6195 ff.)

Diese Spinnerinnen und Weberinnen lassen sich leicht mit den funfzig Mägden vergleichen, die im Palaste des Alkinous spinnen und weben: es sind die während des Winters unter der Erde still schaffenden, spinnenden und webenden Kräfte der Natur. Wie ich in meinen Homerischen Forschungen die Zahl der funfzig Mägde auf die Zahl der Wochen des Jahres bezogen habe, so möchte ich auch hier vermuthen, dass die ursprüngliche Zahl der armen Arbeiterinnen die Zahl der Tage des Jahres gewesen sei. Das Mabinogi nennt übrigens diese Weberinnen, Spinnerinnen oder Stickerinnen nicht an dieser Stelle, sondern lässt sie in der einsamen Burg im Walde Brezilian, in der Kalo-greant und späterhin Iwein übernachten, bevor sie an den wunderbaren Brunnea kommen. Es liegt nahe, daraus den Schluss zu ziehen, dass auch diese Burg in dem Walde Brezilian d. h. in der Unterwelt liege. Uebrigens scheint die armselige Lage und Dürftigkeit der Weberinnen spezifisch Keltisch und aus dem Gefühl der unterdrückten Nationalität hervorgegangen zu sein. Ich wenigstens habe diese Stelle Hartmanns nie lesen können, ohne an den welthistorischen Pauperismus Irlands zu denken ²⁴⁾.

Wichtig ist die Notiz, dass die Arbeiterinnen aus einem Lande stammen, welches der Jungfrauenwerder heisst. Dieser Name klingt sehr bedeutsam an den Isenstein und das Islant (= ~~Island~~ d. h. Jungfrauenland) der deutschen Sage an und bezeichnet jene Arbeiterinnen, wie es scheint, als nornen- oder horenartige göttliche Jungfrauen.

24) Vgl. jedoch die Klage der malenden Magd in der Odyssee: XX, v. 112 ff.

Sie erhalten nach kurzer Pflege ihre angeborene Schönheit wieder, sobald sie durch Iweins Sieg über die Riesen befreit sind: die Natur verjüngt sich wieder und wird wieder schön, sobald der siegreiche Frühling die wilden Gewalten des Winters gebändigt und überwältigt hat. Iwein endlich gibt ihnen das Geleit bei ihrer Abreise von der Burg bis dahin, wo er sie sicher glaubt: der Frühlingsgott bringt die schaffenden Kräfte der Natur, die im Winter unter der Erde im Dienste feindlicher Gewalten haben arbeiten müssen, beim Beginn der freundlichen Jahreszeit wieder auf die Oberwelt zurück.

Hieraus begreift es sich, weshalb ich oben sagen konnte, das Mabinogi habe dieses Abenteuer unzweckmässig nach der Versöhnung mit Laudinen erzählt. Die Besiegung der Riesen muss ihr nothwendig vorausgehen.

Wie die dreihundert Arbeiterinnen an die Mägde im Palast des Alkinous erinnern, so erinnert auch der Garten mit seiner Blumenpracht, wenngleich in entfernterer Weise, an den Garten des Alkinous, wie auch der alte Burgherr mit seiner Frau nicht minder an Alkinous und Arete, als ihre Tochter an Nausikaa erinnert. Die milde Schönheit des alten Paares und der Gegensatz seines Lebensabends zu dem jugendlichen Lebensmorgen des jungen Paares ist von Hartmann sehr sinnig geschildert. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Aehnlichkeit der keltischen Sage mit der griechischen, dass wie Alkinous den Odysseus sich zum Eidam wünscht, so auch hier der alte Ritter dem Riesensieger Iwein die Hand seiner Tochter anträgt. Und wie in der griechischen Sage Odysseus sichtlich von dem Zauber der Schönheit der Nausikaa gerührt ist, so ist auch Iwein von der wunderbaren Anmuth des holden Kindes, in der ich gleichfalls wie in der Nausikaa eine schöne Erdgöttin erblicke, mächtig ergriffen:

„ich waene man an kinde niemer mere vinde
süezer wort noch rehter site: si mohte nâch betwingen mite
eines engels gedanc, daz er vil lhte einen wanc
durch si von himelê taete; wand si siner staete
ein selhen minnen slac sluoc, die er in sime herzen truoc,

möht die üz sime gemüete. deheines wibes gûete
 iemer benomen hân, daz hete ouch si benamen getân.
 und het er si nie gesehn, sô waer im vil baz geschehn:
 wand im tete daz scheiden wê. ern erkunte sit noch ê
 âne sin selbes wip nie sûezer rede noch schoenern lip."

(Hartm. Iw. 6497 ff.)

Dennoch schlägt er in treuer Anhänglichkeit an Laudinen die angebotene Hand der holden Jungfrau aus und gleicht auch hierin dem Odysseus. Wie ich in der Odysseussage geschlossen habe, so schliesse ich auch hier, dass diese Episode ursprünglich ein für sich bestehendes Iweinlied gewesen sei, worin Iwein die schöne Tochter seines Wirthes allerdings zum Weibe erhielt, und dass erst später, als dieses Lied mit dem Liede von Laudinen verbunden wurde, die Vermählung zu Gunsten der Dame von der Quelle unterdrückt wurde.

Nachdem endlich Iwein den Zweikampf mit Gawein am Hofe des Königs Artus ausgefochten und neuen Ruhm auch dort eingeerntet hat, ergreift ihn der Schmerz der Liebessehnsucht so heftig, dass er beschliesst, an den Brunnen zurückzukehren und durch fortwährendes Begiessen desselben sich eine entscheidende Wendung seines Geschickes zu erzwingen. Wieder ist es die List der anstelligen Lunete, die für ihn die Wege der Versöhnung ebnet, und die ihn auf die Burg Laudinens zurückführt. Dass die Burg wie ausgestorben ist, dass Niemand dem Eintretenden begegnet, scheint mir ein ächter Zug uralter Sage zu sein, der an die Warnungen der Athene, die sie dem Odysseus vor seinem Eintritt in die Phaeakenstadt, wie an ähnliche Züge in deutschen Märchen erinnert. Endlich erfolgt zwischen Iwein, dem heimgekehrten Frühlingsgott, und Laudinen, der schönen Erdgöttin, die vollständigste Versöhnung, sie bitten sich gegenseitig wegen der Leiden, die sie sich bereitet haben, um Verzeihung und gewähren sie ohne Rückhalt, und Iwein versichert, dass dieser Tag (wie Schade, dass wir die nähere Bezeichnung desselben nicht erfahren! ich vermute, es sei der erste Mai gemeint) immer seiner Freuden Feiertag sein solle.

Mit dieser Versöhnung schliesst das Gedicht. Ueberblicken wir noch einmal die Geschichte der Liebe Iweins und Laudinens, so sehen wir, dass der Verlauf derselben ein äusserst einfacher ist. Iwein tödtet den schwarzen Ritter, den (winterlichen, finstern) Gemahl Laudinens, entgeht den Gefahren, die ihm daraus erwachsen, mit Hilfe des unsichtbar machenden Ringes, wird durch Lunetens Vermittelung der Gemahl Laudinens und verlebt an ihrer Seite eine kurze Zeit der Liebe und Wonne. Er trennt sich von ihr, mit dem Glücksringe ausgerüstet und geht mit dem Versprechen, zur rechten Zeit zurückzukehren, an den Hof des Königs Artus. Er verscherzt die Huld der geliebten Herrin, da er sein Versprechen nicht hält, er verliert den Glücksring, wird vor Schmerz und Sehnsucht wahnsinnig, und lebt ein wüstes Waldleben, bis er geheilt wird und die Kraft erhält, eine Reihe von Abenteuern gegen riesige und feindliche Wesen zu bestehen, nach deren Verlauf er, der Vielgeprüfte und Bewährte, endlich zu seiner Herrin zurückkehrt und ihre Verzeihung erfleht und erhält.

„Eine Liebesintrigue, so matt, so leicht wie sie nur eine dürftige Romanenphantasie erfinden kann, ist Alles.“ So urtheilt Gervinus darüber; aber ich fürchte, der berühmte Historiker hat sich durch seine Antipathie gegen Alles was Keltisch heisst zu einem voreiligen Urtheil hinreissen lassen. Denn wer, frage ich, der diese Liebesgeschichte unbefangen liest, kann sich beikommen lassen, dieselbe eine Intrigue zu nennen? Es ist so wenig Intrigue in der Liebe Iweins zu Laudinen zu finden, als in der Liebe des Odysseus zur Penelope, und Siegfrieds zu Kriemhild. Alle diese Verhältnisse verlaufen so einfach und schlicht, wie die Natur, der sie ihr Leben verdanken, und an sie den Masstab einer kunstmässigen Intrigue legen, scheint mir nahezu eben so ungehörig, als wenn man an die Betrachtung einer wirklichen Landschaft mit denselben Anforderungen herangehen wollte, die man an ein Gemälde zu stellen berechtigt ist. Denn Intrigue ist ein Begriff, den die Naturpoesie volksthümlicher Sagen nicht kennt.

5. Artus und Gino-ver.

Schliesslich noch ein paar Worte über König Artus ²⁵⁾ und die episodisch erzählte Entführung der Königin Gino-ver ²⁶⁾. Nachdem ich in dem Vorhergehenden meine Ansicht über die Bedeutung der Iweinsage ausgesprochen habe, wird es nicht befremdlich erscheinen, wenn ich auch die Person und die Abenteuer des Königs Artus nicht aus menschlicher Historie, sondern aus dem Göttermythus, der nach J. Grimm der ursprüngliche Grund aller Sage ist, zu erklären wünsche, und mithin von der Auffassung San-Marte's, des um die Erforschung des keltischen Alterthums hochverdienten Forschers, wesentlich abweiche.

Dass in der Arthursage Mythisches und Historisches sich kreuzt, bestreitet Niemand, aber es handelt sich darum, zu entscheiden, welches von beiden Elementen das ursprüngliche sei. Ich bin entschieden der Ansicht, dass der ritterliche Arthur jüngeren Ursprungs sei, als der göttliche, und kann hier nur die Ueberzeugung wiederholen, die ich schon in meinen Homerischen Untersuchungen ausgesprochen habe, dass der ursprüngliche Gott wohl zum Heros sich abschwächen und Menschengestalt annehmen, nimmermehr aber in alter, gesunder Zeit der Mensch zum Gott erhoben werden kann, und ich glaube hierin alle Analogieen für mich zu haben. Eine Sage, wie die von Arthurs Eberjagd, die San-Marte in seinen Beiträgen mitgetheilt hat, muss, wenn nicht alle Analogieen trügen, nothwendig ursprünglicher sein, als die angeblich historischen Arthursagen, ja sie hätte gar nicht erfunden werden können, wenn der erste Keim dieser Sagen ein historischer König gewesen wäre. In ihr und in ähnlichen Ueberlieferungen tritt die mythische Natur, wie des Königs so auch der übrigen Tafelrunder, namentlich auch Keie's ²⁷⁾, der darin eine viel kräftigere Rolle spielt, als die höfischen Dichtungen ahnen

25) wälsch Arthur.

26) wälsch Gwenhwyvar. Franz. Genièvre.

27) wälsch Kai, Sohn des Kyner.

lassen, am klarsten hervor, aber auch in den höfischen Artusromanen ist die mythische Bedeutung Arthurs und seine Beziehung zur Natur trotz aller Abschwächung und ritterlichen Umbildung und Einkleidung noch gar wohl zu erkennen. Ich muss mir den Beweis für diese Behauptung, der sich natürlich nicht in Bausch und Bogen führen lässt, für eine spätere Untersuchung vorbehalten, will aber vorläufig doch schon auf einige Punkte hinweisen.

Wolframs „maien seligen“ Artus habe ich schon erwähnt. Die berühmten Hoffeste des Königs fallen mit Pfingsten, dem Frühlingsfeste, zusammen, und in unserm Gedichte zieht er am Johannistage, dem für die germanische wie für die keltische Mythologie hochgefeierten Tage des Mittsommers, an den Brunnen. Ferner gehört vor Allen hierher der keltische Nationalglaube an die Unsterblichkeit des Arthur, auf den Hartmann im Anfange des Iwein anspielt, indem er ihm eine ethische Bedeutung in seinem Sinne unterschiebt: „si jehent er lebe noch hiute: er hât den lop erworben, ist im der lip erstorben, sô lebt doch jemer sin name.“ (Hartm. Iwein 14 ff.)

San-Marte, der in der Arthursage p. 20 diesen nationalwälschen Glauben bespricht, führt die Erzählung des Arianus ab insulis aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts an, „dass wenn Jemand in Bretagne hätte läugnen wollen, dass Arthur noch lebe, das Volk ihn würde gesteinigt haben.“

Ich sehe demnach auch in Arthur nur die Abschwächung eines ursprünglichen freundlichen Naturgottes, der in der ältesten Zeit gleich Iwein, Tristan, Gawein u. s. w. seinen Sagenkreis für sich hat, der aber später aus seiner vielleicht provinziellen Stellung zu einer so allgemeinen nationalen Bedeutung emporgehoben wurde, dass an seinen Sagenkreis alle übrigen Sagenkreise krystallartig sich angeschlossen. Dass dazu ein politisches Ereigniss, vielleicht auch ein historischer Arthur späterer Zeit, der in den Kämpfen gegen die siegreichen Sachsen seine sinkende Nation noch eine Zeitlang vor völligem Verfall rettete, beigetragen habe, ist zwar nicht unwahrscheinlich, aber auch nicht unumgänglich nothwendig. Jemehr Helden aber die Tafel-

runde in der Sage aufnahm, desto mehr schwächte sich die Persönlichkeit Arthurs ab, desto mehr erbleichte sein Glanz vor dem Lichte der neu aufgehenden Gestirne, so dass er in einigen Romanen wenig mehr als der abstracte Mittelpunkt ritterlicher Abenteuer ist.

In der ursprünglichen Sage scheint er mir die grösste Verwandtschaft mit Iwein gehabt zu haben und gleich diesem vorzugsweise ein Frühlingsgott gewesen zu sein, wie denn auch Iwein neben Arthur der gefeiertste Held in den keltischen Ueberlieferungen ist.

Arthurs Frau, Ginover, lässt sich dann mit Laudine, mit Creiddyllad, mit Ol-wen, die in Arthurs Eberjagd eine Rolle spielt und entschieden als tellurische Gottheit aufgefasst werden muss, vergleichen. Die Entführungen Ginovers, auf die in den meisten Artusromanen angespielt wird, haben dann natürlich gleichfalls eine mythische Bedeutung und lassen sich auf die Trennung des sommerlichen Gottes von der tellurischen Göttin, wie sie in jedem Winter eintritt, beziehen, wenn man es nicht vorziehen will, sie auf bestimmt wiederkehrende Erscheinungen des Sternenhimmels zu deuten, die allerdings in der Mythologie der ältesten Völker ihren symbolischen Ausdruck werden gefunden haben, wenngleich, wie ich glaube, nicht in so ausgedehnter Weise, wie die astrologischen Mythologen wollen, und wohl stets in engster Beziehung auf die tellurische Natur.

IV.

Schlussbetrachtung.

Mit diesen Andeutungen muss ich mich an dieser Stelle begnügen. Wie viel auch meine Untersuchung im Detail noch zu wünschen übrig lässt, das Resultat scheint mir dennoch auch jetzt schon kein geringes zu sein.

Zuerst sind die Kelten dadurch in den grossen Völkercomplex der indogermanischen Sprachfamilie eingeweiht, und wie ihre Sprache sich, zumeist durch Leo's Forschungen,

immer mehr als eine der unsrigen verwandte erweist, so erscheinen sie nun auch, mehr als früher zugegeben ist, in ihrer Sage und religiösen Anschauung den Griechen und Germanen eng verwandt, und die Ansicht von der ursprünglichen Völkereinheit gewinnt darin eine neue und nicht unbedeutende Stütze.

Sodann fällt aus der Erklärung der Iweinsage ein neues und, wie ich wohl glauben darf, bestätigendes Licht wie auf die deutsche Siegfriedssage, so auch auf die griechische Odysseussage zurück. Wieviel man auch an Einzelheiten meiner Deutung derselben zweifeln und aussetzen möge, in der Hauptsache halte ich sie für gesichert, und ich sehe in dem Zusammentreffen derselben wie mit der deutschen, so nun auch mit der keltischen Sage einen nicht geringen Beweis für ihre Richtigkeit. Denn in gewissen Gebieten ist der analogische auch zugleich der logische Beweis.

Endlich ist es von höchstem Interesse zu sehen, dass die Stoffe unserer höfischen Poesie, die die volksthümlichen Lieder von Siegfried und Gudrun verdrängt oder doch verdunkelt haben, obgleich sie sich die Miene geben, einen ganz andern Inhalt zu haben, im Grunde dennoch denselben Inhalt haben, wie die verdrängten. Mag man immerhin darin einen Beweis mehr dafür finden, dass jene Dichter kein Verständniss der von ihnen behandelten Naturmythen gehabt haben, es wird dennoch erlaubt sein anzunehmen, dass die Dichter, wie ihre Leser und Hörer keineswegs, wie Gervinus meint, nur durch die Neuheit der Stoffe, auch nicht allein durch die Idee der Courtoisie, sondern ebenso und vielleicht noch mehr durch die Beziehung zur Natur und ihrem ewigen Wechsel von Lust und Leid angezogen und gefesselt sind. Diese Beziehung brauchten sie nicht mit vollem Bewusstsein zu begreifen und in allen Einzelheiten klar zu durchschauen, aber sie konnten sie dennoch fühlen und ahnen. Wie hätte ohne ein solches Gefühl ein Ausdruck wie jener Wolfram'sche: „Artus der maienselige Mann“, auch nur gedacht werden können? Und wie wäre es möglich, dass in den Artusromanen, wenn sie

nur die Courtoisie zu ihrem Inhalt hätten, und wenn die Dichter gar keine Ahnung der Beziehung zur Natur gehabt hätten, diese dennoch einen so breiten Raum darin einnimmt? In wie reizenden und üppigen Farben lacht uns aus Gottfrieds Tristan der Frühling fast auf jedem Blatte entgegen! Und der Tristan ist zwar das schönste, aber keineswegs das einzige Beispiel des Naturgefühls, welches auch in diesen keltischen Sagen pulsiert.

Und so erweist sich die Natur als die wahre Musenquelle, aus der die Dichter aller Zeiten ihre Begeisterung getrunken haben, und als der wahre Jungbrunnen, aus dem das uralte Räthsel von den süßen Wundern des Frühlings immer von Neuem emportaucht, und jeder Zeit und jedem Volke seine Schönheit zeigt, dem einen so, dem andern anders erscheinend, und doch in allem Wechsel des schönen Scheines immer dasselbe ewige Räthsel bleibend.

The first part of the paper discusses the importance of the
second part of the paper discusses the importance of the
third part of the paper discusses the importance of the
fourth part of the paper discusses the importance of the
fifth part of the paper discusses the importance of the
sixth part of the paper discusses the importance of the
seventh part of the paper discusses the importance of the
eighth part of the paper discusses the importance of the
ninth part of the paper discusses the importance of the
tenth part of the paper discusses the importance of the



